21
3. Maiheft 1965

ZB
ZEIT IM BILD

MONIKA GABRIEL:

Ein Porter gefällig?

ALS MUSICAL ZUBEREITET IM BERLINER METROPOL-THEATER

FOTO RADDATZ

Im Schatten glitzernder Fassaden

Wer nur die blitzenden Schaufenster oder das pulsierende Leben im Hamburger Hafen betrachtet, lernt unsere Stadt nicht richtig kennen. Hamburg hat nicht nur imponierende neue Wohnsiedlungen, neue Straßen und die Paläste in der City. Zum Leben unserer Stadt gehören auch 16 000 Obdachlose, die noch immer, zwanzig Jahre nach dem Ende des zweiten Weltkrieges, in den Nissenhütten und Holzbaracken unserer Wohnlager auf der Schattenseite des „Wirtschaftswunders" leben.

Mancher gutsituierte Bürger Hamburgs ist geneigt, über die Schulter auf die 16 000 zu sehen und verächtlich das häßliche Wort „asozial" zu murmeln. Aber selbst Arnt Biggen, der als Regierungsdirektor für die Wohnlager und -heime verantwortlich ist, läßt die Vokabel „asozial" nicht gelten: „Wer so etwas behauptet, bekommt es mit mir zu tun!"

Und Arnt Biggen hat recht. Das zeigt eine Übersicht über die Ursachen, die zu einer Einweisung in die Wohnlager führten. Da sind zum Beispiel die über dreißig Prozent Leute, die aus Gründen der Familienzusammenführung in die Lager kamen. Zwanzig Prozent kamen ins Lager, da ihnen ihr Untermietverhältnis gekündigt wurde.

Zehn Prozent der 16 000 Lagerbewohner wurden eingewiesen, nachdem ihr Wohnungsvermieter „Eigenbedarf" nach Paragraph 4 des neuen Mieter„schutz"-gesetzes angemeldet hatte. Zwei Prozent mußten ihre Werkwohnung verlassen. Achtzehn Prozent mußten ihre Wohnung mit einer Nissenhütte oder Holzbaracke vertauschen, da sie Mietschulden hatten. Darunter befinden sich viele, die unverschuldet in Not und mit der Mietzahlung in Rückstand gerieten. Mit großer Sorge sieht man in dem Amt, dem Regierungsrat Arnt Biggen vorsteht, der völligen Aufhebung des Mieterschutzes entgegen, die der Willkür der Hausbesitzer Tür und Tor öffnen würde. Denn schon jetzt droht weiteren 1200 Mietern die Einweisung in Wohnlager.

„Soziale Sicherheit!" las man bei der letzten Bundestagswahl auf den Wahlplakaten, die auch in Hamburg dazu aufforderten, CDU zu wählen. Aber die Rüstungspolitik der christlich-sozialen Regierungspartei in Bonn hat das soziale Problem der Lagerbewohner hier in Hamburg nicht aus der Welt geschafft, sondern es konstant gehalten. Die Zahl der Lagerbewohner ist in den letzten fünf bis sechs Jahren nicht zurückgegangen.

Es sind vor allem kinderreiche Familien, die in den Wohnlagern hausen. Über sechzehn Prozent der Familien haben mehr als vier Kinder. Es sind durchweg unverschuldet in Not geratene Familien. „Sozial schwierig", wie man im Amtsdeutsch sagt, ist nur eine äußerst geringe Zahl der Lagerbewohner. Man schätzt sie auf etwa fünf Prozent, also 800 von 16 000.

Bei einer Untersuchung über Ordnung und Sauberkeit in den Familienunterkünften wurde festgestellt, daß es gar keinen Anlaß gibt, sich über die Lagerbewohner zu mokieren. Die übergroße Mehrheit der Unterkünfte ist sauber und ordentlich gehalten. Nur etwa neun Prozent der Unterkünfte gaben Anlaß zu Beanstandungen. Dabei muß bedacht werden, daß eine Hausfrau mit vier, fünf Kindern in nur einem Raum unmöglich die gleiche Ordnung wie in einer gut eingerichteten Mehrzimmerwohnung halten kann.

Es gibt Pläne, dieses soziale Übel aus der Welt zu schaffen. Aber um die Pläne zu verwirklichen, bedarf es großer Mittel. Und die sind nicht da. Die sogenannten unteren Organe, Lagerleiter und Fürsorgerinnen, tun viel im Rahmen der Möglichkeiten, die sie haben. Aber der Rahmen ist zu eng. Alle Tatkraft dieser Helfer der Armen muß scheitern, wo die Mittel fehlen, das Übel an der Wurzel zu packen.

Wer sich mit der Problematik der Obdachlosigkeit und der unverschuldeten Not in den Hamburger Wohnlagern beschäftigt, fragt sich, ob es nicht vielleicht doch ratsamer sei, zuerst Wohnungen und danach eine kostspielige Sporthalle zu bauen. Freilich könnte man das eine tun und brauchte das andere nicht zu lassen, wenn man in der Bundesrepublik endlich dazu käme, in die richtige Kasse zu langen. Der Verzicht auf einen Starfighter und seine Bombenlast könnte einigen Dutzend Menschen zu einer Wohnung verhelfen und sie aus leiblicher und seelischer Not erlösen. Wo aber ohne Rücksicht auf die soziale Not im Lande gerüstet wird, kann den Ärmsten der Armen, den Obdachlosen, nicht geholfen werden. Das Beispiel der 16 000, die jenseits glänzender Fassaden und hochaufragender Geschäftshäuser im Schatten des „Wirtschaftswunders" leben, beweist, daß die Bundesrepublik ein „unterentwickeltes" Land ist, in dem die Armen von den „Spitzen der Gesellschaft" in Bonn nichts zu erwarten haben als die Verlängerung der unhaltbaren Zustände.

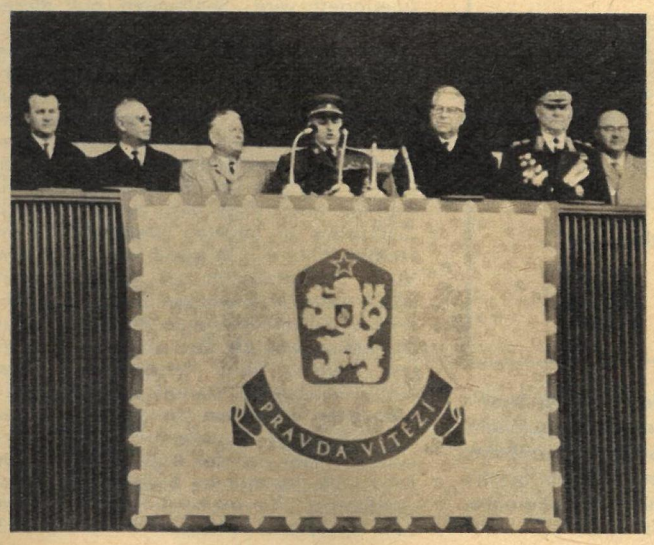
FOTOS AUTOR

MOSKAU: Die jüngste Heldenstadt der Sowjetunion sah am zwanzigsten Jahrestag des Sieges über den Faschismus die bisher eindrucksvollste Parade. Die Siegesfahne, 1945 von ihren Trägern, den „Helden der Sowjetunion" M. A. Jegorow, K. J. Samsonow und M. Kantarija, auf dem Reichstagsgebäude in Berlin gehißt, ist heute mehr als nur Symbol dieses Sieges. Gemeinsam mit der auf dem Roten Platz demonstrierten militärischen Kraft der ruhmreichen Sowjetarmee mahnt sie alle Feinde des Friedens und des Sozialismus: „Wer immer von Aggression und Revanche träumen mag, muß wissen, daß am Ende eines solchen aussichtslosen Abenteuers nur seine eigene Vernichtung steht!"

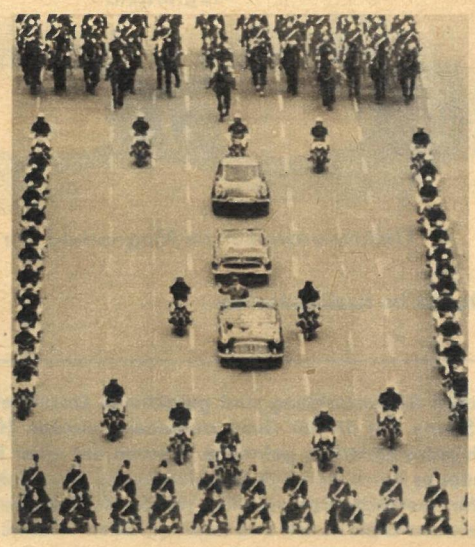
BERLIN: Führende Persönlichkeiten des In- und Auslandes verneigten sich in Ehrfurcht und Dankbarkeit vor den Helden der Sowjetunion und des antifaschistischen Widerstandskampfes, die ihr Leben für die Freiheit der Völker gaben. Der Tag der Befreiung des deutschen Volkes wird für immer ein Tag des Gelöbnisses sein, nie wieder geschehen zu lassen, was 1945 hier in Berlin endete. Die deutsch-sowjetische Ehrenparade auf dem Marx-Engels-Platz vereinte Soldaten zweier Völker, die entschlossen sind, das Vermächtnis ihrer Väter zu erfüllen und den Frieden zuverlässig zu schützen.

FOTOS: ZENTRALBILD / TASS / TANJUG / ČTK / AP

PRAG: Die Stadt, der als letzter die Stunde der Freiheit schlug, feierte deren zwanzigsten Jahrestag am 9. Mai. Eine Parade mit modernsten Waffen zeigte den Bonner Revanchisten, daß sich München nie wiederholen kann.

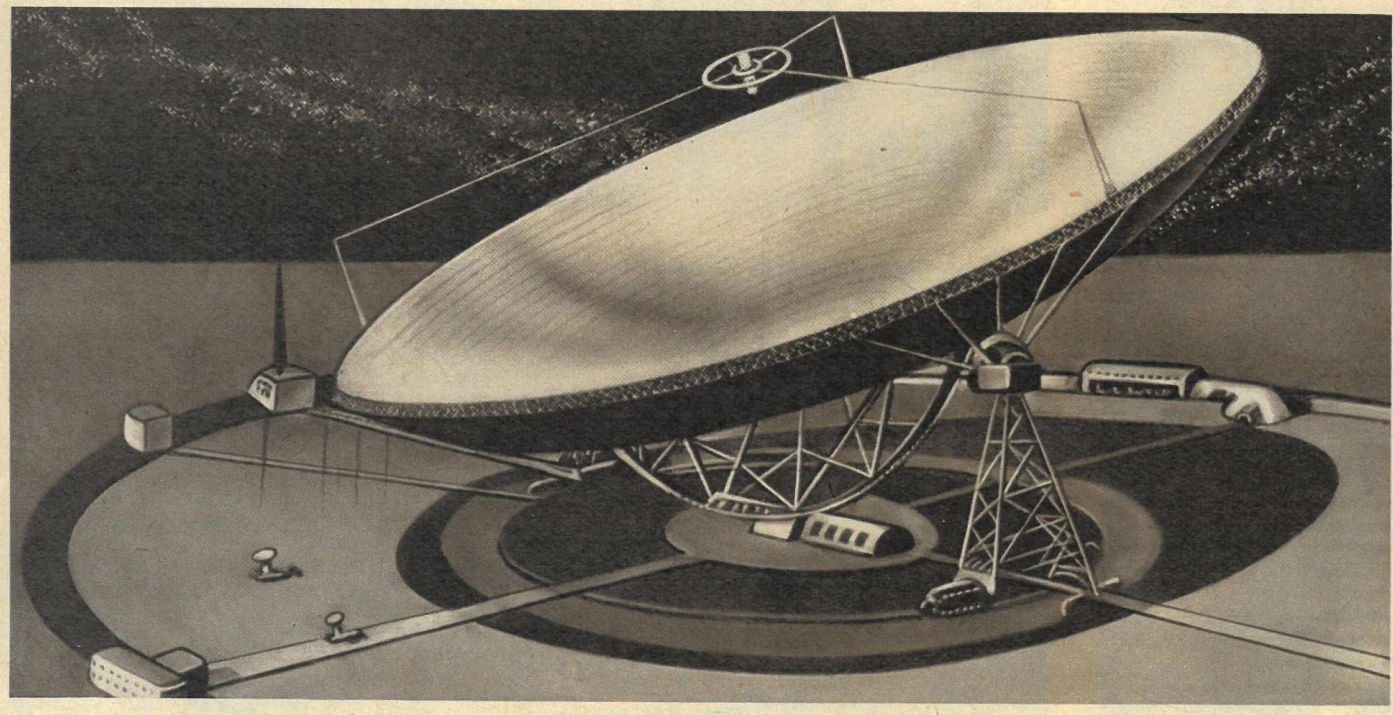


PARIS: Höhepunkt der Feierlichkeiten zum Jahrestag des Sieges über den Faschismus war auch hier eine Siegesparade auf den Champs-Élysées.



BELGRAD: 280 Fahnen berühmter Partisaneneinheiten eröffneten hier die Militärparade auf dem „Boulevard der Revolution". Sie erinnerten daran, daß sich die Völker Jugoslawiens nie dem faschistischen Joch unterwarfen.

AUS DEM MUSIK HIMMEL?



Sowjetische Astronomen überraschten kürzlich mit Mitteilungen über vermutliche Superzivilisationen CTA-21 und CTA-102.

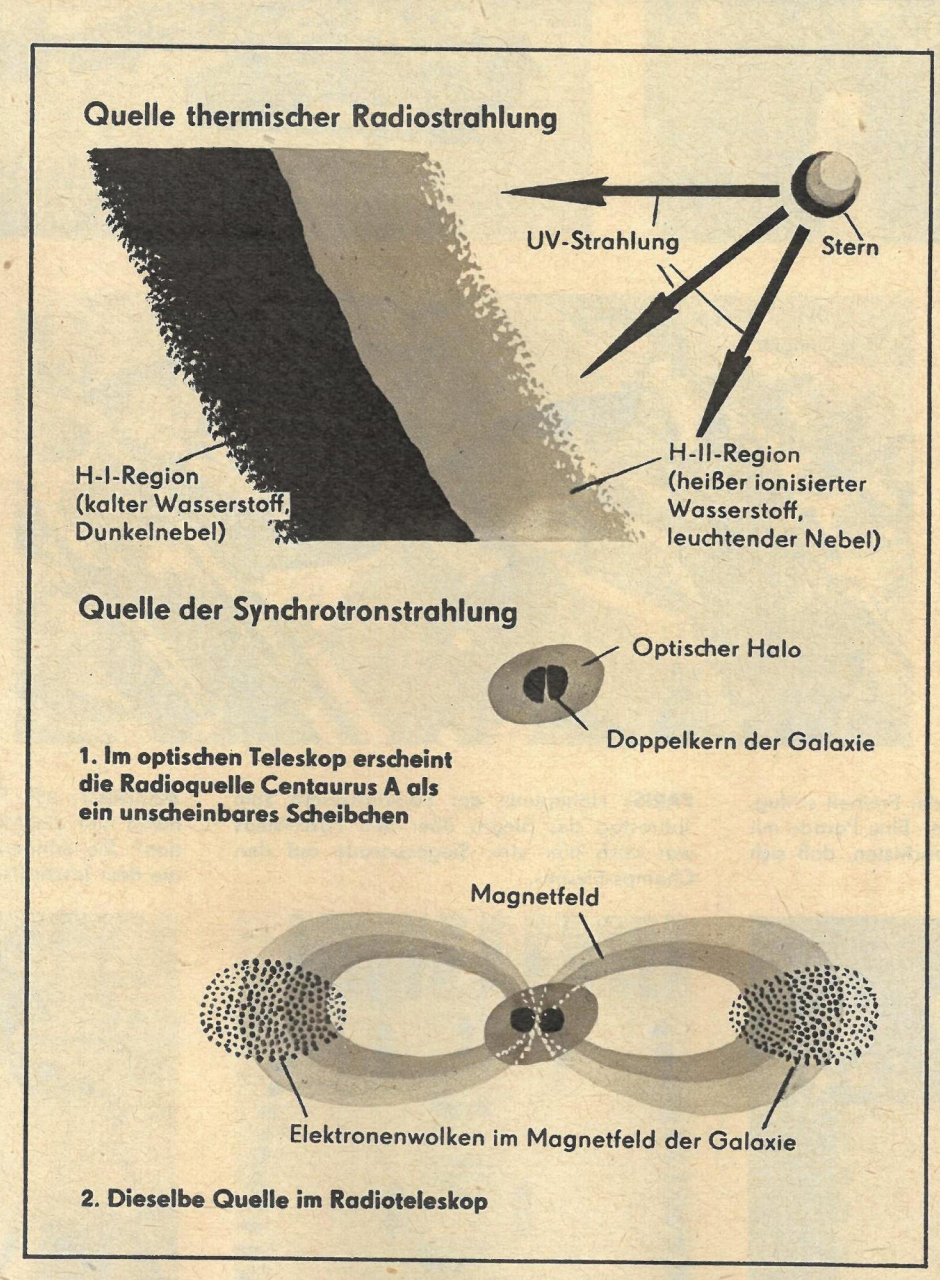
Vor einiger Zeit hatte ich Gelegenheit, im Heinrich-Hertz-Institut der Deutschen Akademie der Wissenschaften zu Berlin Musik aus dem Himmel zu hören. Auf einer Frequenz von fünfzig Zentimetern empfingen wir Radiostrahlen aus der Milchstraße, ein Rauschen und Prasseln, von Welten erzeugt, die hunderttausend Lichtjahre von uns entfernt sind. Dem amerikanischen Funktechniker Karl Janski gelang es vor dreißig Jahren mit einer primitiven Antenne, elektromagnetische Wellen aus dem All zu empfangen, die als deutliches Rauschen hörbar wurden. Somit registrierte er als erster Mensch Signale aus der Unendlichkeit. Aber was für Signale? Sollte es neben den natürlichen Radiosternen nicht auch künstliche Quellen geben? Sollte es nicht möglich sein, Radiosignale zu empfangen, die von außerirdischen, vernunftbegabten Lebewesen mittels Großsender abgestrahlt wurden? Die Idee, nach solchen Signalen zu suchen, wurde bereits 1960 in den USA und wenig später in der Sowjetunion verwirklicht. Abgesucht wurden die „Gegenden" der Sterne Tau Ceti, Epsilon, Eridanus und Epsilon Indi. Die Entfernung beträgt etwa zwölf Lichtjahre.

Der Mann vom anderen Stern

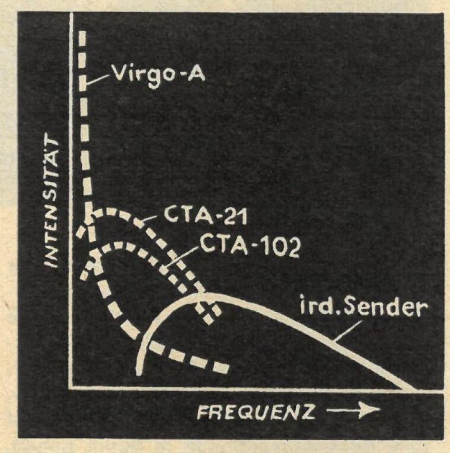
Da es in unserer Milchstraße hundert Milliarden Sonnen gibt, von denen vermutlich rund ein Viertel Planetensysteme besitzt, muß man auf Grund der Wahrscheinlichkeitsrechnung mit etlichen hundert Millionen Leben tragender Planeten rechnen. Noch vor einem Jahrzehnt sprachen fast nur Autoren utopischer Romane von der Möglichkeit der Existenz außerirdischer Lebewesen. Inzwischen hat sich dies geändert. Heute verlangen die Wissenschaftler eher einen Beweis der Nichtexistenz. Gibt es irgendwo ähnliche Bedingungen wie bei uns, könnte die Entwicklung des Lebens einen ähnlichen Weg nehmen, ja, die Lebewesen werden wie wir ähnliche Lösungen finden, wie zum Beispiel die Bildung eines Nervensystems. Sie werden die Welt betrachten. Die Entwicklung verläuft nach den gleichen Gesetzmäßigkeiten. Dieselben Atome sind da, dasselbe Atomsystem, die physikalischen Gesetze sind die gleichen. Die Lebewesen werden die gleichen Gesetze; das logische und dialektische Denken ableiten. Selbstverständlich werden die Lebewesen keine Menschen sein und vollkommen anders aussehen. Dies ist jedoch völlig unwichtig. Ihre Nervensysteme aber können nicht anders funktionieren als in der Widerspiegelung ihrer Umwelt. Selbstverständlich wird es auch Leben unter anderen Bedingungen geben. Sogar auf der Erde existieren Lebewesen, die ohne Sauerstoff auskommen. (Bestimmte Bakterien, Bandwürmer, Pilze, die sich in Kupfersalzbrühen aufhalten.) Wasser aber muß wahrscheinlich immer vorhanden sein, die gesamten chemischen Umsetzungen hängen von ihm ab.

Beherrscher der tausend Sonnen

Die Existenz der beiden Radioquellen CTA-21 und CTA-102 wurde bereits 1960 entdeckt. 1963 wiesen K. I. Kellermann (TH Californien), R. G. Conway (Radioastronomisches Observatorium von Jodrell Bank in England) und R. J. Long (Cambridge-Universität) darauf hin, daß sich diese Radioquellen von allen anderen unterscheiden. Sie sind nahezu punktförmig, und ihre Signale werden auf einer ungewöhnlichen Frequenz gesendet (900 Megahertz). Diese Frequenz ist optimal, da sie weder durch das Rauschen der Milchstraße und unsere Atmosphäre noch durch das Eigenrauschen der Empfänger überlagert wird. Sendungen auf dieser Frequenz können auf der Erde am klarsten empfangen werden. Die sowjetischen Wissenschaftler J. Schklowskij und S. Kardaschew vom Moskauer Sternberg-Institut sind der Meinung, daß es sich um künstliche Quellen handeln kann. In einem von Kardaschew veröffentlichten Artikel über CTA-21 und CTA-102 im Astronomitscheskij Journal beschäftigt sich der Autor mit Zivilisation in anderen Welten. 1964 im Herbst fand ein Kongreß statt, der von Viktor Ambarzumian am Astrophysikalischen Observatorium von Burakan in Armenien einberufen wurde. Mittelpunkt der Diskussion war die Zivilisation auf anderen Welten. Dafür bringt Kardaschew einen Indizbeweis. Einmal sind alle Energiequellen auf einem von vernunftbegabten Lebewesen bewohnten Planeten erschöpft. Auch auf der Erde werden eines Tages alle Vorräte an Erdgas, Erdöl und spaltbarem Kernmaterial aufgebraucht sein. Spätestens zu diesem Zeitpunkt muß



Quellen der thermischen Radiostrahlung sind galaktische Gasnebel, die durch UV-Strahlung benachbarter Sterne auf 10 000 Grad aufgeheizt werden (Orionnebel). In einem Magnetfeld muß sich jedes elektrisch geladene Teilchen auf einer Kreis- oder Spiralbahn bewegen. Dabei sendet es durch ständige Beschleunigung eine elektromagnetische Strahlung aus. Beispiele für kosmische Radioquellen mit Synchrotronstrahlung: expandierende Gashüllen nach Supernova-Explosionen und Radiogalaxien verschiedener Art.



Die Kurven von CTA-21 und CTA-102 sowie die eines angenommenen irdischen Senders. Nach Ansicht sowjetischer Astronomen wäre er geeignet, ein Maximum an Informationen störungsfrei über kosmische Entfernungen zu übertragen. Zum Vergleich die Strahlungscharakteristik von Virgo-A, einer natürlichen Radioquelle im All.

Die Aufnahme des Karl-Schwarzschild-Observatoriums zeigt das extragalaktische Sternsystem M 81, einen typischen Spiralnebel. Durchmesser rund 50 000 Lichtjahre, geschätzte Masse rund 50 Milliarden Sonnenmassen, Entfernung etwa 8 Millionen Lichtjahre. Deutlich ist das große Zentralgebiet zu erkennen, in dem keine Zeichen einer Auflösung in Einzelsterne vorhanden sind. Die Spiralarme werden durch Staublinien markiert. In die Aufnahme montiert wurde ein Radioteleskop, wie es für den Empfang der Himmelsmusik verwendet wird.

es die Menschheit verstehen, die Sonnenenergie in großem Maßstab zu nutzen. Bezeichnen wir das Stadium, in dem wir uns heute befinden, als Zivilisation I, dann wäre Zivilisation II erreicht, wenn eine restlose Ausnutzung der Sonnenenergie gewährleistet ist. Diese Annahme stützt sich auf eine Hypothese von Dr. F. G. Dyson, einem Professor an dem international anerkannten Institut for Advanced Study in Princeton, an dem einst Einstein lehrte und Oppenheimer wirkte. Der nächste logische Schritt ist die Zivilisation III. Die ihr angehörenden Wesen verstehen es, die Energie der Milliarden Sonnen eines gesamten Milchstraßensystems auszunutzen. Verschiedene sowjetische Wissenschaftler vermuten, daß auch dieser Fall bereits eingetreten ist. Nun nimmt man an, daß CTA-21 und CTA-102 zur Zivilisation II gehören und sich mit der Außenwelt und vermutlich auch miteinander durch Radiosignale verständigen. Selbst wenn wir dazu in der Lage wären, sollten wir auf die Anfragen von Superzivilisationen nicht antworten, meinen einige westliche Philosophen. Da sie außerstande sind, an eine allumfassende Humanität zu glauben, tragen sie den antihumanen Schild ihrer eigenen Ideologie. Die Folgen einer Antwort und das damit verbundene Sich-zu-erkennen-geben unserer Erde könnte furchtbare Folgen haben, schreiben sie weiter. Super-Zivilisationen bedeuten ja nicht, so meinen sie, daß die Herrschaften in unserem Sinne zivilisiert sind. Warum sollten sie, so schlußfolgern jene Interpreten, auf uns mehr Rücksicht nehmen, als wir auf eine Fliege?

Nachbarn, wo wohnt ihr?

Ob nun CTA-102 uns etwas zufunkt, müssen weitere Untersuchungen lehren. Ein Beweis wäre es beispielsweise, wenn in ihren Signalen ein Sinn für uns deutbar wäre. CTA-102, im Sternbild des Pegasus zu finden, ist zirka fünf Millionen Lichtjahre von uns entfernt. In einer wissenschaftlichen Studie von Professor Dr. h. c. Manfred von Ardenne und Dipl.-Ing. Günter Böhme über die Möglichkeit des Nachrichtenempfanges von fremden Planetensystemen heißt es: „Die Wahrscheinlichkeit, im Kosmos Planeten mit hochentwickelten Lebewesen aufzuspüren, wächst mit der Größe der überbrückbaren Entfernung sehr schnell. Während bei zehn Lichtjahren Entfernung sicher noch viel Glück dazugehört, hochentwickelte Lebewesen anzutreffen, dürfte für eine Entfernung von fünfzig bis hundert Lichtjahren wohl bereits eine hohe Wahrscheinlichkeit hierfür bestehen ... Bei Ausnutzung der gesamten gegenwärtigen Technik in der Welt sollten sich Superspiegel mit der für notwendig angesehenen Wirkfläche von etwa einer Million Quadratmeter durchaus realisieren lassen. So erscheint die Überbrückung einer Strecke von zehn bis zwanzig Lichtjahren mit Hilfe Hertzscher Wellen grundsätzlich möglich. Allerdings unter folgender Einschränkung: Nur wenn die eventuellen Bewohner der anvisierten zehn Lichtjahre entfernten Planeten über vorzügliche Richtsendeantennen verfügen und, beseelt vom gleichen Wunsche wie wir, diese Antennen auf unser Sonnensystem als Nachbarsystem ausrichten, kann mit Zentimeterwellensendeleistungen der 1000-kW-Größenordnung ein Empfang

BITTE WEITER AUF SEITE 16

TEXT: WOLFGANG WINKLER

Quellenangaben: Wissenschaftliche Studie v. Prof. Dr. h.c. M. v. Ardenne und Dipl.-Ing. Günter Böhme, ND-Wochenendbeilage, DFF, hobby, Karl-Schwarzschild-Observatorium Tautenburg, Wissenschaft und Fortschritt.

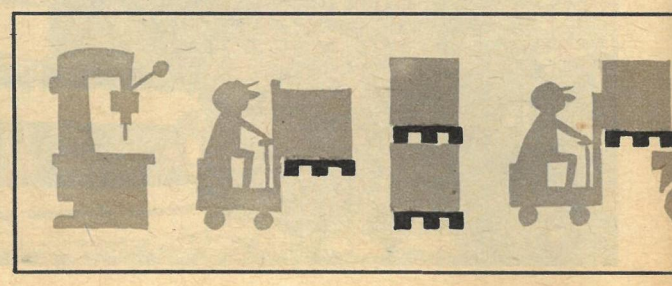
FOTOS:
KARL-SCHWARZSCHILD-OBSERVATORIUM TAUTENBURG (1), INSTITUT M. V. ARDENNE (1), ARCHIV

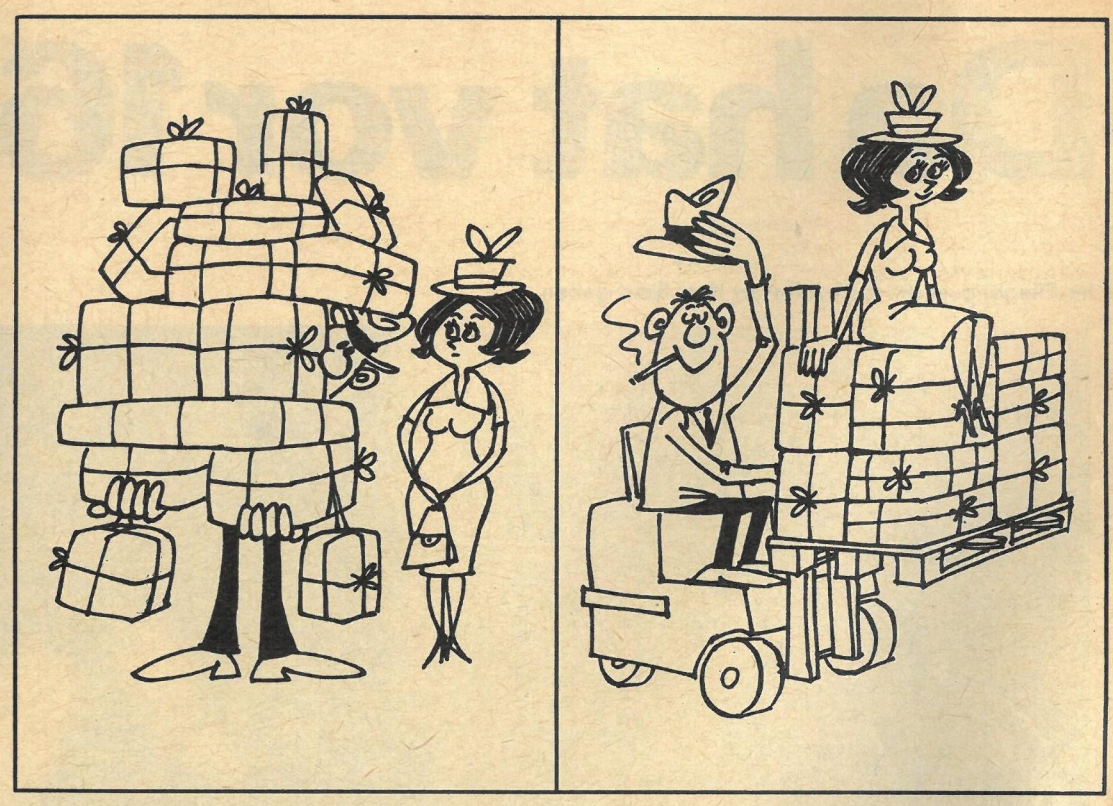
Wer trägt wohl seine Briketts einzeln vom Keller in die Wohnung? Niemand wird so seine Zeit und Kraft vergeuden, sondern sich selbstverständlicher Transportmittel bedienen. Denn

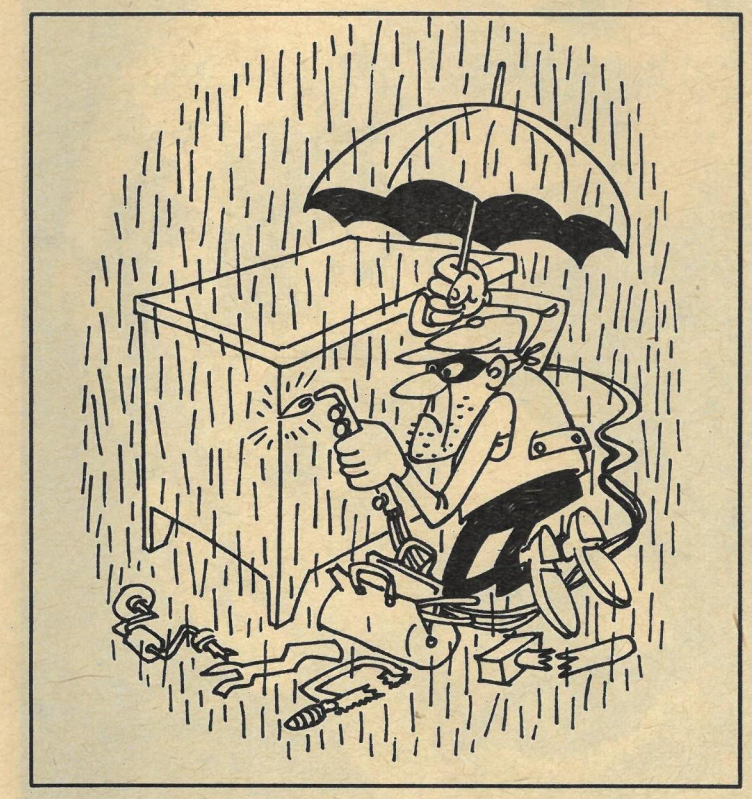
Kohlen kann man auch im Eimer holen

Aber dennoch wird in vielen Betrieben noch heute nach Urvätersitte transportiert. Man investiert planmäßig große Summen für die Mechanisierung der Produktionshauptprozesse, ringt an den Maschinen um Minuten und Sekunden und – wirft bei Transport, Umschlag und Lagerung das Geld zum Fenster hinaus. Natürlich verfügt jeder Betrieb über eine gewisse Zahl von Kisten und Kasten, großen und kleinen, schmalen, hohen, niedrigen und breiten. Viele, viele Typen – zu viele. Sie müssen gesondert beschafft, auf Vorrat gehalten und repariert werden. Der moderne Rationalisator dagegen verwendet standardisierte Transporthilfsmittel, speziell Paletten, und wird danach streben, jeden Takt des vielgliedrigen Materialflusses mit einer der beiden Grundtypen zu bewältigen.
Aber paßt denn jedes Werkstück, jedes Zwischenprodukt, jedes Enderzeugnis auf eine Flach- oder Boxpalette? International ist bekannt, daß sich 75 Prozent aller Erzeugnisse palettieren lassen. Das setzt in bestimmten Fällen voraus, daß das Transportgut durch relativ billige und einfache Ladesicherungseinrichtungen „palettierfähig" ge-

ZEICHNUNGEN: W. MOESE

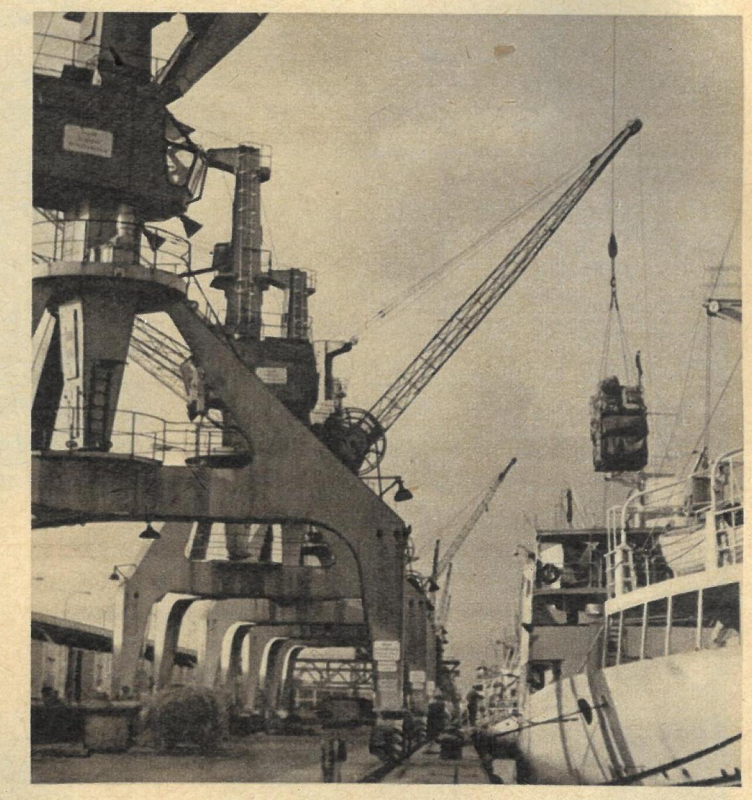






Zu oft noch verhindert ein Typenwirrwarr von Transporthilfsmitteln eine zweckmäßige Vereinigung oder Stapelung. Der Ausweg sind genormte Flach- und Boxpaletten, die von Gabelstaplern bequem aufgenommen und gestapelt werden können (oben). Das Palettensystem darf am Werktor des Betriebes nicht enden. Rationell ist der Warenumschlag mit Großbehältern (Boxpaletten), wie hier im Uberseehafen Rostock (rechts). Für hochempfindliche beziehungsweise diebstahlgefährdete Güter wurden geschlossene Paletten (Kleinbehälter) entwikkelt (links).

FOTOS: BUSCHMANN, ILLNER, DREYER



macht wird. Die Praxis hält dafür eine Fülle von Varianten bereit.

Etliche Betriebe können schon stolz sein, daß sie den innerbetrieblichen Transport so weit rationalisiert haben, und weisen meist einen beachtlichen Nutzen nach. Aber an der Laderampe werden die zum Versand bereitgestellten Waren wiederum von Hand aus der Palette genommen und in den Waggon eingeladen. So wird am Werktor ein Teil des erzielten Nutzens wieder aufgezehrt. Warum eigentlich? Der volle Nutzen wird doch erst erreicht, wenn das Palettensystem nicht am Werktor endet, sondern vom Erzeuger über die Verkehrsträger bis zum Verbraucher die gesamte Transportkette durchläuft. Täglich benötigt allein ein Betrieb Dutzende, Hunderte oder gar Tausende von Paletten. Über wie viele müßte er verfügen, bis sie ihm nach Tagen oder Wochen wieder zufließen? Wieviel Transportraum würde gebunden, wenn all diese Paletten leer zurückgesandt werden müßten? Wieviel Verwaltungskräfte wären erforderlich, um die Paletten bei Absender wie Empfänger zu registrieren und zu disponieren? Auch dafür halten die Verkehrsträger ein Rezept bereit: den Palettenaustausch! Grundprinzip ist, daß der Versender sofort oder innerhalb kurzer Frist die von ihm aufgelieferten Paletten in gleicher Zahl und gleicher Type von seinem Verkehrsträger zurückerhält. Der Versender verfügt also durch seine Teilnahme am Palettenaustausch ständig über den von ihm angeschafften vollen Palettenbestand. Jetzt erweist sich der tiefere Sinn, warum es nicht jedem Betrieb selbst überlassen bleiben kann, welche Paletten er innerbetrieblich verwendet, sondern daß diese nach Abmessung und Ausführung standardisiert und damit austauschfähig sein müssen.

Nun könnte ein ganz Vorsichtiger fragen: „Die Palette ist offen. Was machen wir mit unseren hochempfindlichen beziehungsweise diebstahlgefährdeten Gütern?"

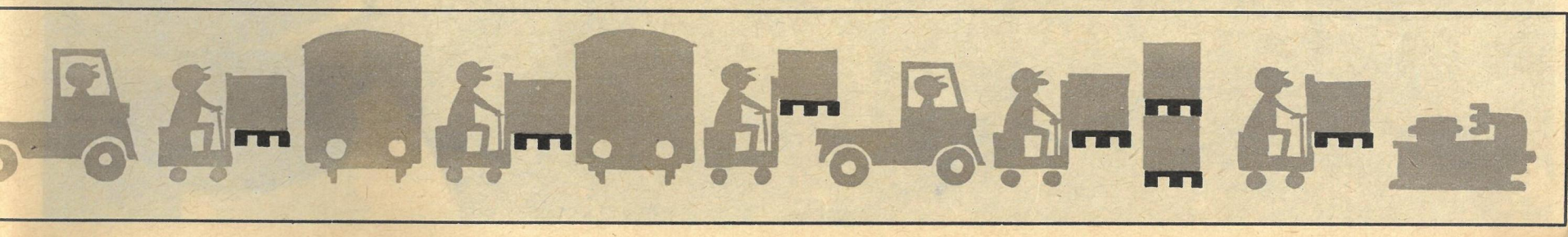
Auch daran hat man gedacht und ringsum geschlossene Paletten, sogenannte Kleinbehälter, entwickelt, die in den Abmessungen der Boxpaletten ebenfalls austauschfähig und stapelbar sind.

Haben wir es als sinnvoll erkannt, viele Kleinpackungen zu einer möglichst großen Packung zusammenzufassen, um die Umschlagsarbeiten zu verringern, so ergibt sich naturgemäß die Frage, wie man noch größere Partien rationell umschlägt. Könnte man nicht . . .? Ja, man kann mehrere Paletten in einem Großbehälter vereinen! Aufgabe der internationalen Gremien muß es nun sein, für Ost und West eine einheitliche Formel der Abmessungen und Ausführungsarten zu finden, damit auch diese „Container" international universell eingesetzt oder gar ausgetauscht werden können.

Die Rationalisierung von Lagerung, Transport und Umschlag ist nicht nur bedeutsam für die Steigerung der Arbeitsproduktivität in unserer Republik, sondern auch wichtig für den Export, weil alle Welt nach wirtschaftlichem Umschlag strebt und immer mehr Kunden die palettierte Lieferung vertraglich fordern.

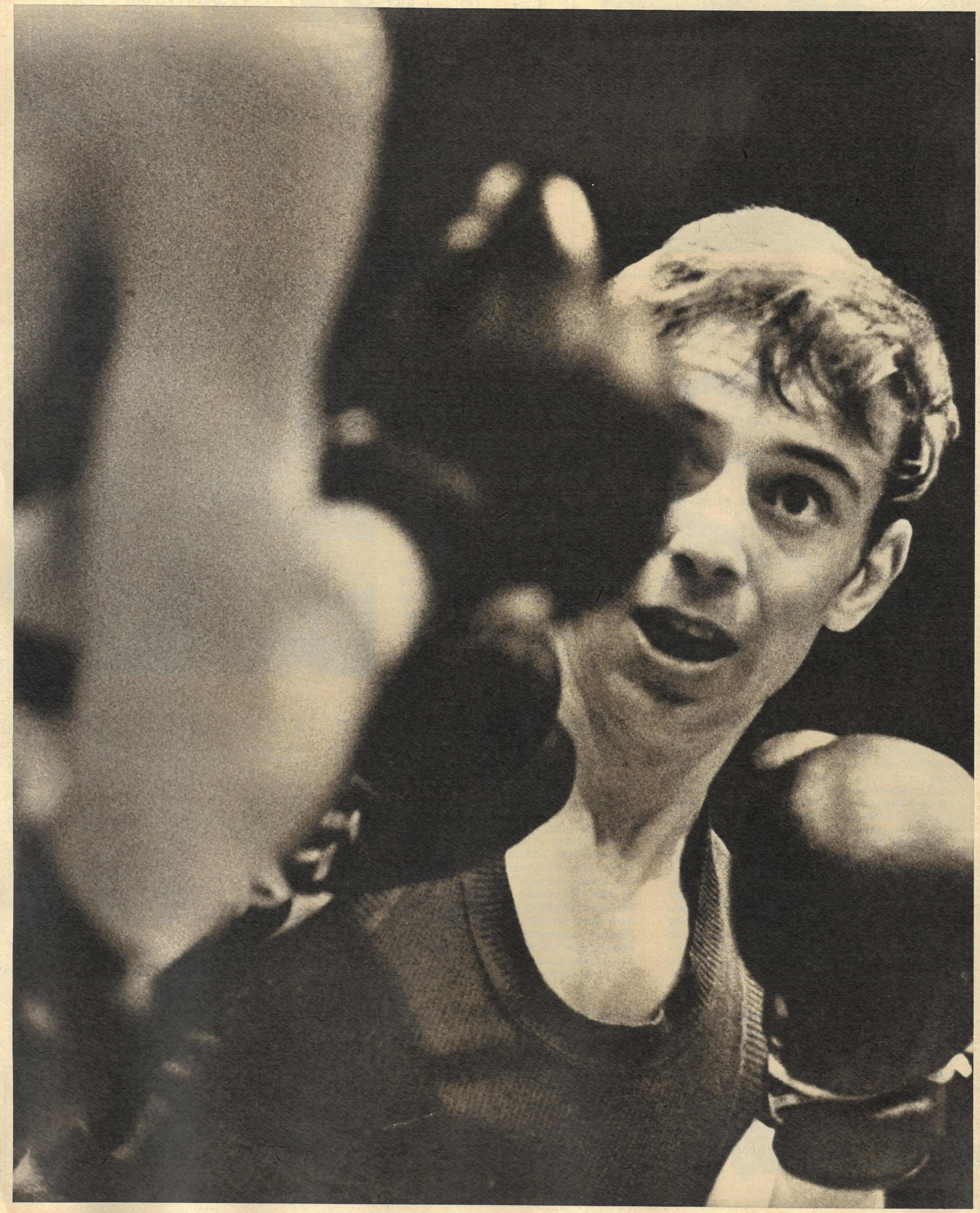
TEXT: DIPL. OEC. R. ECKELT / ING. H. VETTER

Vollen Nutzen erreicht das Palettensystem, wenn es vom Erzeuger über die Verkehrsträger bis zum Verbraucher die gesamte Transportkette durchläuft. Vorteile des Palettenverkehrs sind unter anderem: Beschleunigung der Umschlagarbeiten; Verbesserung der Transportraumauslastung und Vermeiden von Standgeldern für Güterwagen und LKW; Einsparung an Arbeitskräften und Lohnkosten; Einsatz mechanischer Transportgeräte.



Da hat vor 16 Jahren...

Im Fliegengewicht wird John an den Start gehen.



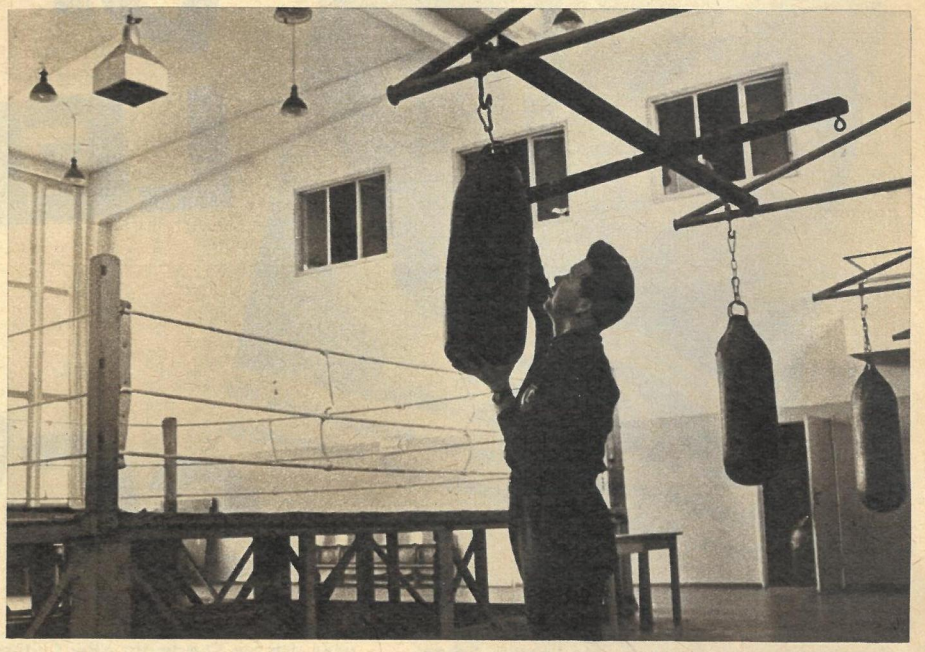
Noch sind die Tore der Werner-Seelenbinder-Halle geschlossen. Doch im Inneren ist alles vorbereitet.

. . . noch keiner dran gedacht. 16 Jahre ist es her, als die Boxenthusiasten erwartungsvoll nach Leipzig schauten. 1949 trafen sich in der Messestadt die Faustkämpfer, um ihre ersten Meister zu ermitteln. Die Anteilnahme und Begeisterung ließen diese Veranstaltung zu einem Höhepunkt werden. Es war ein schweres Beginnen inmitten der Trümmer, doch es war der Anfang. Vier Jahre später betraten die Boxsportler unserer Republik das internationale Parkett. Bei den Olympischen Spielen 1952 in Helsinki standen in einer Reihe internationaler Sportverbände die Aufnahmeanträge der damaligen Sektionen unserer Republik auf der Tagesordnung. Während aber das Internationale Olympische Komitee den Antrag vertagte, gehörte der Internationale Boxverband (AIBA) zu den ersten Föderationen, die den politischen Realitäten in Deutschland Rechnung trugen. Angesichts zweier deutscher Staaten wurden die DDR-Boxer gleichberechtigt aufgenommen. „Wir heißen Sie in der AIBA willkommen und hoffen, daß Sie aktiv an der Entwicklung des Boxsportes mitarbeiten werden", hieß es in dem offiziellen Schreiben der Föderation, das vom damaligen Generalsekretär und heutigen Präsidenten des Verbandes, Colonel Russel, unterzeichnet war.

Die Hoffnungen erfüllten sich. Das beweisen die vielen anerkennenden Worte der Exekutivmitglieder der Föderation uber die gute Arbeit der DDR in diesem Verband. So ist Professor Dr. Welcker aus Cottbus Mitglied der Medizinischen Kommission. Hohes Ansehen genießen die Kampfrichter des Deutschen Boxverbandes. Die AIBA berief Achim Wolf als Unparteiischen zu den Olympischen Spielen nach Tokio, und seine Leistungen fanden internationale Anerkennung. Außer ihm und Horst Hertel werden die Ringrichter unserer Republik bei zahlreichen internationalen Vergleichen eingesetzt. Sehr lobend äußert sich die Internationale Föderation über die Bemühungen des DBV zur Popularisierung des Boxsportes. Auf Grund dieser guten Mitarbeit fand bereits 1958 der IV. Kongreß der AIBA in Leipzig statt. Ein weiterer Wertmaßstab war das Abstimmungsergebnis über den Antrag, die Boxeuropameisterschaften 1965 in der Hauptstadt der DDR auszutragen. Nicht eine einzige Gegenstimme erhob sich im Exekutivkomitee. Europas Boxer brachten den Sportfunktionären der DDR ihr vollstes Vertrauen entgegen, und die Zahl der Meldungen bestätigte dies: Alle 27 europäischen Mitgliedsverbände sind in Berlin versammelt.

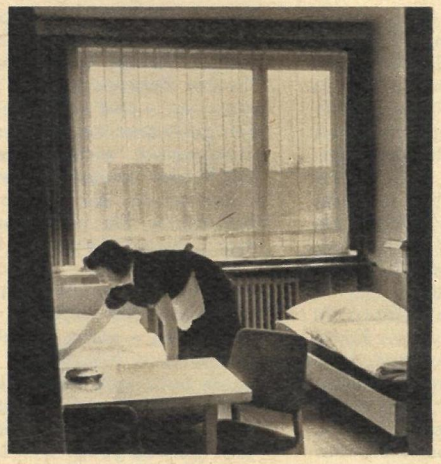
Dieser praktisch nicht mehr zu überbietende Rekord warf natürlich eine ganze Reihe von Problemen auf. Die Titelkämpfe mußten um einen Tag verlängert werden. In schwieriger Tag- und Nachtarbeit schafften die Verantwortlichen alle erforderlichen Voraussetzungen. Als AIBA-Präsident Colonel Russel vor einigen Wochen zu einem „Inspektionsbesuch" in Berlin weilte, waren alle Schwierigkeiten längst vergessen. Der DBV konnte dem prominenten Gast eine nahezu vollendete Vorbereitungsarbeit präsentieren. „Ich hatte nie Bedenken, daß irgend etwas nicht klappen könnte. Wir alle sind überzeugt, in Berlin perfekte Meisterschaften zu erleben", waren seine Abschiedsworte. In diesem Sinne äußerten sich auch das Exekutivmitglied Valle Resco aus Finnland und der Vorsitzende der Kampfrichterkommission, Roman Lisowski.

Vor 20 Jahren entstand die sozialistische Sportbewegung. Seit 16 Jahren arbeiten die Boxsportler an diesem neuen Werk mit, und in den 13 Jahren der Mitgliedschaft in der Internationalen Boxföderation wurde der Deutsche Boxsportverband ein geachteter Partner. Die XVI. Boxeuropameisterschaften in der Hauptstadt der DDR sind dafür der beste Beweis.



Herbert Brien, der Trainer des SC Dynamo Berlin, bereitet die Trainingshalle vor. Das gesamte Sportforum steht den 200 Boxern zur Verfügung.

FOTOS: E.-L. BACH / TEXT H. ANDERS



In diesen Zimmern des Sporthotels werden die Aktiven Ruhe und Entspannung finden.

...und Ihre Meinung?

So wie bisher...

In Heft 15/1965 veröffentlichten wir die Lesermeinungen von Sabine Schubert aus Bautzen, die mehr Berichte über Frauensport wünscht, und Herrn Göpfert aus Weimar, der bittet, die Sportberichte nicht noch mehr auszudehnen. Wir fragten zurück: Was sagen unsere Leser dazu?

Sportnachrichten gehören im allgemeinen in eine Tages- oder Sportzeitung. Zwei Seiten in „zb" gehen noch, da es sich um bestimmte Gebiete und außergewöhnliche Artikel handelt. Sabine Schubert kann ich allerdings nach dem Durchblättern der letzten fünfzig Hefte nicht zustimmen.

Siegmar Födsch, Dresden

Ich finde, daß der Anteil des Sports für eine allgemeine Illustrierte im Verhältnis zum Gesamtumfang wesentlich zu groß ist. Besonders derartig ausgiebige Berichte und Interviews (Fußballgespräch) sind doch wohl nur für Interessenten bestimmt.

Charlotte Temme, Dresden

Da wir in unserer Republik keine Sportillustrierte besitzen, sind zwei Seiten Sport nicht zuviel. Deshalb so wie bisher. Besonders gefallen hat mir das Sportgespräch in Heft 15.

Walter Riegler, Karl-Marx-Stadt

Es ist wohl nur Zufall, daß in einer Ausgabe (Heft 15 1965) auf den hinteren Seiten ein interessantes und gut aufgebautes Sportgespräch zu finden ist und auf Seite 6 ein Leserbrief für die Kürzung der Sportseiten eintritt. Ohne Zweifel ist das Illustriertenniveau hoch, auch in bezug auf die Sportthemen. Aber ich glaube, daß gerade diese Forderung bei „zb" erfüllt worden ist.

Gerhard Braune, Dresden

Zwanzig Seiten sind nicht viel, und dann noch ein bis zwei Seiten Sport? Deshalb einmal in der Woche ein schönes Sportfoto.

Heinz Reinhardt, Weißenfels

Mit Sportberichten kann der Inhalt einer Zeitung nicht verschlechtert, höchstens interessanter gemacht werden. Viele Leser, die selbst Sport treiben, können aus ihren Berichten viele Anregungen erhalten. „zb" hat in puncto Sport nie enttäuscht, weil über die verschiedensten Disziplinen berichtet worden ist. Zum Vorschlag von Sabine Schubert, über kleine Sportgemeinschaften zu berichten, möchte ich sagen, daß hierfür die Tageszeitungen zuständig sind.

Helmut Richter, Leipzig

Es ist gut, daß Sie zum Thema Sport die Meinung Ihrer Leser wissen wollen. Ihre Zeitung ist interessant in jeder Beziehung. Aber ich möchte Sie bitten, nicht mehr als zwei Seiten Sport!

Margarete Stubenrauch, Nauhof

Der Sport gehört zur Illustrierten wie das Salz zur Suppe. Mit Sport wurden die Leser immer gut unterhalten. Es braucht nicht immer Spitzensport zu sein. Die Berichte wünschen wir uns kurz, sachlich, interessant und spritzig geschrieben.

Alfred Herholz, Eisleben

Der Leser Göpfert will eine Illustrierte und keine Sportzeitung. Ich finde, daß „zb" eine wirkliche Illustrierte ist. So bunt wie selten eine. Und dazu gehört auch der Sport. Er ist für viele Menschen zur Lebensnotwendigkeit geworden, ebenso wie Kunst und Kultur.

Walter Steckel, Rudolstadt

Die Sportinteressenten werden durch Fernsehen, Rundfunk und die Fachpresse aktuell unterrichtet, während die Illustrierte erst in der Wochenmitte erscheint. Man sollte sich deshalb auf Besonderheiten beschränken.

Otto Saubert, Weimar

Der Sportteil ist aktuell, abwechslungsreich und interessant. Berichte über die Arbeit kleiner Sportgemeinschaften finde ich in der „zb" als verfehlt.

Peter Büttner, Karl-Marx-Stadt

Gerade die Illustrierte besitzt viel bessere Werbemöglichkeiten für den Sport als andere Zeitungen. Sabine Schubert hat recht, wenn sie sich für mehr Frauensport einsetzt.

Hermann Scholz, Blankenburg

Bei der Vielzahl der nationalen und internationalen Sportveranstaltungen, bei der großen Zahl aktiver und passiver Sportanhänger und der damit verbundenen Breitenwirkung ist es eine Notwendigkeit, daß eine Illustrierte dem Sport Aufmerksamkeit schenkt. „zb" kam dieser Forderung mit interessanten und vielseitigen Themen nach. Es wurde ein Niveau geschaffen, das auch für die Zukunft zu sagen berechtigt: „Sport? So wie bisher!"

Heinz Schiemann, Dresden

Mit diesen Lesermeinungen möchten wir unsere Sportdiskussion beenden und uns bei allen Einsendern bedanken. Wir bekamen viele wertvolle Hinweise für unsere weitere Arbeit. Der Tenor der zahlreichen Briefe ergab: Eine Illustrierte muß vielseitig sein, und dazu gehört auch der Sport.

Musiklehrer Rudolf Schneider komponierte für Horn, Fuchs, Rasselbande und Hühnerchor.

DAS Ei DES LEHRERS SCHNEIDER

Genaugenommen ist dieses Ei des Lehrers Schneider ein Ei des Kolumbus. Obwohl in der Geschichte echte Hühner und echte Eier eine Rolle spielen. Nicht nur solch symbolisches „Gewußt-wie-Ei" vom alten Amerika-Entdecker. Aber ich verzettle mich wohl ein bißchen mit den vielen Eiern ... Also: Der Ort heißt Schirgiswalde, die Gegend spricht Lausitzer Mundart, und die „Goethe-Schule" liegt links von der Hauptstraße nach Bautzen. In dieser Schule unterrichtet Lehrer Schneider nach alter Tradition im Zimmer 3 Musik. Die Kinder lernen Beethovens Lebenslauf, „Am Brunnen vor dem Tore" und bis zu ihrem Schulabschluß mindestens ein Instrument. Spätestens an dieser Stelle stutzen Kenner: Ein Instrument? Ja – und alle Schüler, ohne Ausnahme. Und zwar in der üblichen, in jedem Lehrplan gleichen Stundenzahl! Eines sehr schönen Tages vor etwa drei Jahren saß der so erfolgreiche Herr Schneider neben seinem Direktor in der Kreislehrerkonferenz. Irgendein Redner sprach über Erfolge im polytechnischen Unterricht. Die beiden dachten an ihre verzwickten Sorgen mit dem schuleigenen Hühnerhof. Und da formulierte Lehrer Schneider sehr zaghaft jenen Gedanken: „Ich wollte schon immer eine Schuloper schreiben. Wäre das nicht ein Thema – polytechnischer Unterricht, Eiersoll, Fuchs im Hühnerstall und fleißige Pioniere?" Der kühne Einfall erwies sich bei Durchsicht aller Guthaben als durchaus realistisch. Wie gesagt: Alle Kinder von der fünften Klasse an spielten ein Instrument. Der Schulchor gewann ständig den Kreiswettbewerb. In Hunderten Musikstunden enstand bis dahin genügend echte Liebe zur Musik ... Lehrer Schneider suchte sich einen Texter, vertonte das Libretto, ließ von Schülern Dekorationen bauen, lernte noch selbst zwei Instrumente, damit er sie Kinder lehren konnte, übte monatelang Szene für Szene. Am 7. Oktober 1963 hatte „Rotrock, Federvolk und Rasselbande" seine Premiere. Das Publikum klatschte Beifall, Kollegen schüttelten die Hand des tüchtigen Musiklehrers – und der Kreisvorstand der „Gewerkschaft Unterricht und Erziehung" überwies aus Bautzen auf das Konto „Schneider" 2,50 DM für einen Blumenstrauß. Diesen unverdienten Schlag überwand Lehrer Schneider übrigens sehr schnell. „Dafür erhielt ich von anderer Seite sehr viel verständnisvolle Hilfe", sagt er heute. Dank dieser Hilfe fährt das Pionierensemble der „Goethe-Oberschule" nun zu den diesjährigen Arbeiterfestspielen mit einer neuen, bedeutend verbesserten Fassung der Oper!

Mein Kollege Bildreporter und ich erlebten an einem Nachmittag die letzten Proben. Soviel Spaß hatte keiner von uns erwartet! Musik und Spiel entsprachen haargenau dem kindlichen Temperament. Die Bengels durften sich prügeln, die Mädchen schnatterten wie die Enten und steckten dem Bösewicht die Zunge heraus. Oberspielleiter Neugebauer vom Theater Bautzen spielte jede Szene äußerst realistisch vor – und so fanden die Pioniere sehr schnell den gutbekannten, alltags-üblichen Ton. Die ernste, pädagogisch wichtige Seite dieses Spaßes: Fast 100 Kinder entdecken bei „Rotrock und Federvolk" immer wieder die Freude an eigener künstlerischer Betätigung. Sie verdienen sich Erfolg und erleben den Stolz auf die eigene Leistung.

Noch einmal zu den ersten Sätzen zurück: Das Ei des Lehrers Schneider ist – noch genauer als genau genommen – nichts weiter als Liebe zum Beruf. Der bescheidene Musiklehrer aus dem Dorf Schirgiswalde nutzt jede Minute seines Unterrichtes für sein Erziehungsziel aus. Das andere ergibt sich dann fast von selbst. Geweckte musische Bedürfnisse verlangen nach Befriedigung. Der Lehrer hat die Bedürfnisse geweckt, also muß er auch in der Freizeit Instrumentenspiel lehren, Chöre leiten und am Ende gar eine Oper komponieren. Ganz einfach, nicht wahr? Als Moral – und die muß in diesem Falle sein – eine Frage: In wie vielen Schulen ist bei gleichen Möglichkeiten das Selbstverständliche schon so selbstverständlich wie in Schirgiswalde?

Na, aber – wer wird denn dem „Eimer" den Vogel zeigen! Als Bürgermeisterssohn spielt er nicht ganz mit beim Plan der Rasselbande. Darum: „... werd' mal nicht frech, wenn du schon faul bist!"

Oberspielleiter Neugebauer bedroht „Eimer" probeweise mit geballter Faust. „Die Jungen und Mädchen spielen herrlich mit. Das erste Mal arbeite ich mit Pionieren. Wir verstehen uns prächtig."

FOTOS GERHARD HAMMER / TEXT GÜNTER BLUTKE

Johannes Düring geht in die sechste Klasse. „Zensuren? Alles zwei oder eins. Bis auf die Dreien in Erdkunde und Betragen." Sein Gegenspieler Bernhardt Geier (linkes Bild) hat keine einzige Drei auf dem Zeugnis.

Die Rasselbande jubelt ... Herr Schneider bedankt sich übrigens besonders bei Professor Alfred Baensch von der Dresdner Musikhochschule: Der Professor für Komposition half dem fleißigen Lehrer.

motor zb

... UND NOCH EINMAL:

Sind nur die Anfänger schuld?

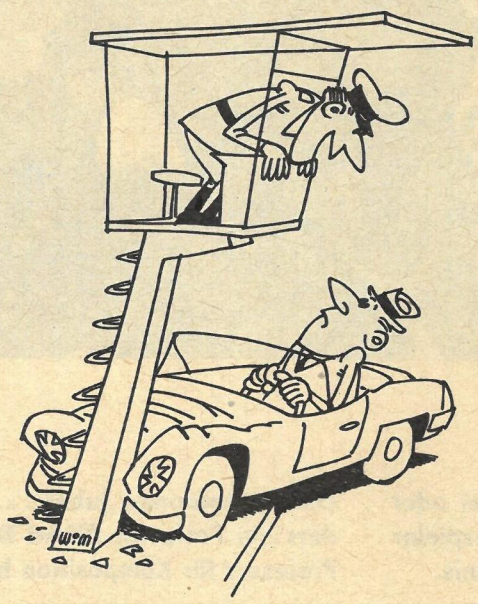
Noch immer schlagen die Diskussionswogen zum Thema „Anfänger – Unfallaspiranten" hoch. zb-Motor veröffentlicht heute eine weitere Folge von Zuschriften und wird sich nach einem schon vereinbarten Gespräch mit verantwortlichen Mitarbeitern des Ministeriums des Innern und Genossen der Deutschen Volkspolizei eine abschließende Stellungnahme vorbehalten.

Zum Thema Fahrpraxis und Verkehrsunfälle hat Dr. rer. ök. P. Fischer seine Gedanken geäußert, die im Widerspruch zu den Ausführungen von Heinz Melkus stehen. Seit jeher suchen alle interessierten Kreise nach Wegen, wie der steigenden Unfalltendenz entgegenzuwirken ist. Leider kommt man nicht weiter, als den Fehler ständig in den Ausbildungsstätten für Fahrschüler zu suchen, nämlich in den Fahrschulen. Wann endlich wird es einmal soweit sein, daß Leute aus der Praxis in dieser Frage zu Wort kommen? (Hier an dieser Stelle. Die Red.) Im Betrieb diskutierten wir, einige Fahrlehrer, über dieses Problem und empfehlen der Redaktion der zb doch, ein Rund-Tisch-Gespräch zu organisieren, in dem der interessierte Kreis von Experten einmal zu Wort kommen kann. Über die tatsächlichen Unfallursachen scheinen sich in vielen Fällen selbst die Organe der VP noch nicht im klaren zu sein. Jeder Verkehrsunfall ist irgendwie konkret begründet und hat seine Ursachen, die durchaus nicht in der Ausbildung liegen. Es ist uns Fahrlehrern nicht möglich, innerhalb von 4 bis 8 Wochen 20 Fahrschüler charakterlich umzumodeln und alle gleichzeitig auf ein und denselben Nenner zu bringen. Es trifft nicht zu, daß Fahrer mit ein- bis zweijähriger Fahrerlaubnis Unfallaspiranten sind, das weist unsere Statistik (die wir vorlegen können) aus. Es stimmt aber, daß die Unfallaspiranten hauptsächlich in den Altersklassen zwischen 18 und 25 Jahren zu suchen sind.
Wenn Anfänger Unfallaspiranten sein sollen, dann müßten diese ja auch bei „Zeit im Bild" zu finden sein, denn vor einigen Jahren führte dort unser Fahrlehrer, Kollege Oehme, einen Fahrschullehrgang in der Fahrerlaubnisklasse 4 durch. (Nicht einer der durch Herrn Oehme bei „Zeit im Bild" ausgebildeten Kollegen verursachte bisher einen Unfall. Die Red.)

Gerhard Mohn
Fahrlehrer VEB Fahrschule Dresden

Auch Herr Dr. Fischer hat es sich zu leicht gemacht! Damit ist die statistische Beweisführung gemeint, die gegen Herrn Melkus zur Frage „Sind Anfänger Unfallaspiranten?" ins Feld geführt wird. Es kann durchaus sein, daß das Alter der Fahrerlaubnis mit der Unfalldisposition korreliert. Nur muß sich Herr Dr. Fischer sagen lassen, daß dies mit seinen statistischen Daten nicht beweisbar ist. Bei ihm ist unterstellt, daß die Zahl der je Jahr erteilten Fahrgenehmigungen gleich groß ist. Wäre dem so, dann wäre auch seine Statistik richtig. Jedermann weiß aber, daß nicht nur die Zahl der Pkws im Straßenverkehr jährlich zunimmt, sondern auch die Zahl derer, die eine Fahrerlaubnis erwerben. Gesetzt den Fall, daß die Unfallquote der Anfänger stets gleich bliebe, so ist bei ständiger Zunahme der Zahl der Fahrgenehmigungen doch logisch, daß die absolute Zahl der durch Anfänger verursachten Unfälle ebenfalls steigt. Diese quantitative Seite hat jedoch nichts mit der Qualität der Fahrweise zu tun, um die es doch letzten Endes geht. Wollte man sie anhand der Beziehung „Unfallzahl zu Zeit der Fahrpraxis" einschätzen, so geht das eben nur, wenn die Anzahl der schuldigen Kraftfahrer je Fahrerlaubnis-Altersgruppe auf die Gesamtzahl der Fahrerlaubnisse je Fahrerlaubnis-Altersgruppe bezogen wird. Wird die Statistik, die doch unbestritten eine wissenschaftliche Disziplin ist, so vom Kopf auf die Füße gestellt, dann ist durchaus möglich, daß sich die Erfahrungen von Herrn Melkus bestätigen. Vorläufig aber steht nur Meinung gegen Meinung.

Dr. rer. oek. Lorenz
Medizinische Akademie „Carl Gustav Carus"
Dresden



„Ganz schön stabil, der Starkasten, wie?"

ZEICHNUNG WILLY MOESE

Zu dem Artikel „Wohin rollst du, Wägelchen?" hat Herr Melkus deutlich gemacht, welch ein vielschichtiges, diffiziles Problem der Straßenverkehr überhaupt ist. Wir sind alle Verkehrsteilnehmer, aber die Schule lehrt nichts darüber. Begreift man denn nicht, daß es völlig gleichgültig ist, wenn ich nach einem Unfall sagen kann: „Ja, aber ich weiß, wie ein Brontosaurus aussieht und wann Cäsar gelebt hat!" (Man sollte beides wissen, das Aussehen des Sauriers u n d die Unfallursache. Die Red.)
Was Herr Melkus über „Konzentration" schreibt, kennen wohl viele aus eigener Erfahrung. Mir hat es jedenfalls immer mehr Spaß gemacht, je „dicker die Suppe" wurde. Man mußte wendig sein, schnell aufziehen und bremsen können und – man spürte vor allem, daß allgemein besser aufgepaßt wurde. Da kam keiner mehr einhergegondelt, „schweigend ins Gespräch vertieft", rechts blinkend und quietschvergnügt links einbiegend.
Das steht alles mit der für gespannte Aufmerksamkeit und Konzentration unbedingt nötigen, individuell verschiedenen Reizfolge, die weder übernoch unterschritten werden darf, im Zusammenhang. Diese Reizfolge ist proportional der Geschwindigkeit und der Fahrzeugdichte. Deshalb muß man auf Ausfallstraßen, in verkehrsarmen Zeiten und Gegenden schneller fahren lassen, wenn die Unfälle durch Träumerei abnehmen sollen. Denn Kraftfahren ist keine Erholung, sondern schwere geistige Arbeit! Der Bezirk Dresden steht in der DDR nicht umsonst mit Verkehrsunfällen an der Spitze! Aber nach Schnellstraßen suchte man in Dresden und Umgebung noch voriges Jahr vergebens.
Dazu gehört natürlich auch, daß alle Verkehrsteilnehmer die Spielregeln kennen, und der Gesetzgeber nicht, wie bisher immer, falsches und gesetzwidriges Verhalten durch die Forderung „Langsamfahren!" und falsche Anwendung des vielgeliebten § 1 begünstigt.

Gottfried Bürger, Großerkmannsdorf

Ich bin über 20 Jahre Kraftfahrer gewesen und habe dabei allerlei gesehen und erlebt, ohne einen wesentlichen Unfall gehabt zu haben. Ich kann selbstverständlich nur über die Verhältnisse bei uns in der ČSSR sprechen. In den Fahrschulen lehren gebildete Fachleute, so daß die Absolventen mit guten theoretischen Fach- und Verkehrskenntnissen ausgerüstet werden. Wesentlich schlechter ist es mit der Fahrpraxis. Es wurde festgestellt, daß ein Eleve bei den pflichtgemäßen Lehrfahrten im ganzen eine Strecke von 180 Kilometer zurücklegt. Angenommen, diese Strecke wird in der Hauptstadt absolviert (und Prag ist dazu sehr geeignet), hat der werdende Fahrer doch bessere Aussichten als jener, der eine Fahrschule in einer Bezirks- oder Kreisstadt besucht. Deswegen sollen die Lehrfahrten jetzt erweitert werden. Es gibt aber keine Vorschriften für das menschliche Verhalten. Kopflosigkeit, Leichtsinn, Rücksichtslosigkeit und falscher Mut, das sind noch neben Unerfahrenheit die Ursachen für Verkehrsdelikte. Und dennoch braucht man nicht viel, um bald ein guter Fahrer zu sein. Bei vorsichtiger Fahrt immer bei der Sache bleiben, immer wieder etwas vorausdenken, dabei ständig üben, den Wagen zu beherrschen, und das alles so lange, bis es zur Gewohnheit wird. Am Anfang ist es besser, lieber ängstlich als übermütig zu sein.
Den alten Fahrern möchte ich am Ende nur soviel sagen: Ihr habt meistens schon längst vergessen, wie ihr angefangen habt! Nehmt also Rücksicht auf die jungen, denkt ein bißchen für sie, denn was euch ganz einfach vorkommt, ist für sie oft ein Rätsel. Damit helft ihr auch, sie zu guten Fahrern zu erziehen.

Otakar Smolak, Prag/ČSSR

Man kann dieses Problem keineswegs nur auf Fehler In der Fahrschulausbildung zurückführen. Ich bin der Ansicht, daß mit einer längeren Fahrpraxis auch bei den einzelnen Fahrern die Sicherheit und Ausgeglichenheit stärker wird. In der ersten Zeit wird man sich noch neben dem Beachten der Verkehrszeichen und des laufenden Verkehrs über die Probleme des Schaltens mehr Gedanken beim Fahren machen müssen, als das späterhin der Fall sein wird. Dann kennt man automatisch jeden einzelnen Handgriff und kann sich ganz auf den Straßenverkehr konzentrieren.

Günther Klose, Halberstadt

Bleiben Sie auf dem laufenden . . .

PS-VETERANEN

Es ist rein äußerlich ein kleines Büchlein mit nur 136 Seiten. Aber es vermittelt nicht nur einen klar gegliederten geschichtlichen Abriß, der auf alles Unwesentliche verzichtet, sondern vor allem eine Fülle exakter technischer Daten von Veteranenfahrzeugen aller Arten. Wer wissen will, wie eine „Böhmerland" von 1927, ein „Welt-Rad" von 1905, eine „Slavia" von 1904 oder ein „Wartburg" von 1899 beschaffen waren, der findet alles fein säuberlich und übersichtlich notiert. Eine Zeittafel rundet das gute Gesamtbild ab.

VEB Transpressverlag Berlin
136 Seiten, 6,80 MDN

Gift Gift Gift Gift 4

TATSACHENBERICHT VON BERNT KARGER-DECKER — ILLUSTRATIONEN KARL FISCHER

Diagnose: Vergiftung

Mitte des achtzehnten Jahrhunderts stieß der portugiesische Botaniker Juan de Loureiro in der heutigen südvietnamesischen Landschaft Nam-bo auf einen mächtigen Strauch. Seine knopfähnlichen braunroten Früchte wurden von den Eingeborenen Brechnüsse genannt. Loureiro kostete vorsichtig von der Masse des Fruchtkerns. Der widerlich bittere Geschmack, den er empfand, stammte von dem darin enthaltenen hochgiftigen Alkaloid Strychnin. Dieses wird verhältnismäßig häufig zu Mordzwecken benutzt. Das Opfer verspürt nach einiger Zeit eine schmerzhafte Muskelsteife, die Nackenmuskulatur wird von heftigem Starrkrampf befallen, Glieder und Rumpf liegen ausgestreckt. Geringste Erschütterungen oder Reize führen zu erneuten Krampfanfällen bis zum Eintreten des Todes.

Die genannten Symptome lassen bereits erkennen, daß es sich beim Strychnin um ein Krampfgift handelt, das im Rückenmark angreift, wo es die Zwischennervenzellen lähmt, so daß der menschliche Organismus auf äußere Einwirkungen überstark reagiert. Wohl jeder hat schon in der Sprechstunde des Arztes die Prüfung des Kniesehnenreflexes erlebt, bei der das Bein unter dem Schlag des Reflexhammers emporschnellt. Noch bedeutend stärker würde sich das Kniegelenk bei einem Patienten strecken, der vorher zu therapeutischen Zwecken ein Strychninpräparat eingenommen hat.

Im Jahre 1953 wurde von Beamten des Scotland Yard die achtundzwanzigjährige Engländerin Kate Hamilton unter dem Verdacht, achtfachen Giftmord verübt zu haben, festgenommen. Sie gab die ihr zur Last gelegten Verbrechen zu, erklärte aber, nach ihren Beweggründen befragt, mit Unschuldsmiene: „Ich wollte es gar nicht tun, doch es war stärker als ich." Daß sie unauffällig morden, Menschen „wie Fliegen am Fenster vernichten" konnte, wenn sie sich beleidigt fühlte – das hätte sie, die Tochter eines namhaften Professors der Pharmakologie und Toxikologie, bewogen, ebenfalls Chemie, Arzneimittel- und Giftkunde zu studieren und dann ihr Unwesen zu treiben.

So hatte sie Anfang Mai 1950 einer Freundin im Schwimmbad einen mit einer geringen Menge Strychnin versetzten Likörbonbon zu essen gegeben. Während die beiden Mädchen schwammen, erlitt die Freundin plötzlich einen durch das Gift bedingten Krampf mit Atemstillstand und ertrank. Niemand schöpfte Verdacht, da man den Krampf für einen gewöhnlichen Schwimmkrampf und den Tod für einen natürlichen Herztod hielt und eine Obduktion daher unterließ.

Mörderin aus Hysterie

Ausgangs des Jahres 1870 stand eine zweiundzwanzigjährige Engländerin, die aus wohlhabendem Hause stammende Miß Christiane Edmunds, wegen mehrfachen Strychninmordes vor Gericht. Ihre verbrecherische Laufbahn hatte sie damit begonnen, daß sie die Ehefrau eines von ihr geliebten Arztes durch einen selbstgefertigten giftigen Schokoladebonbon zu beseitigen versuchte. Die Arztgattin war jedoch nicht gestorben, sondern nur schwer erkrankt, so daß sie nicht zögerte, offen einen Verdacht zu äußern.

Um diesen von sich abzulenken, hatte die Edmunds sofort weitere mit Strychnin versetzte Schokoladebonbons hergestellt und sie einem gutbeleumundeten Konditor verkauft, der sie an seine Kunden weitergab. Von nun an brauchte die Angeklagte, ohne selbst einen Giftanschlag ausüben zu müssen, ihr unliebsame Personen nur an den Zuckerbäcker zu verweisen, der ja sooo leckere Näschereien, besonders . . .,

und dabei hatte sie immer eine entsprechende Andeutung gemacht, feilhielt!

War dann eines ihrer Opfer am Gift zugrunde gegangen, rief sie anonym die Polizei an, um den Konditor zu belasten. Er war schließlich auch in Gewahrsam genommen worden, nachdem eine langjährige Kundin, deren sechsjähriges Kind nach dem Genuß eines solchen Schokoladebonbons gestorben war, Anzeige erstattet hatte. Allerdings konnte der Konditor den Verdacht bald wieder von sich abwenden, indem er nachwies, daß die ominösen Vergiftungen erst seit seiner Geschäftsbeziehung zur Edmunds aufgetreten waren.

Die Edmunds wurde verhaftet. Es stellte sich heraus, daß sie ihre Untaten aus Hysterie begangen hatte. Sie wurde einer psychiatrischen Klinik zugeführt.

Sensationelle Entdeckung

Bis weit in die erste Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts waren die Wissenschaftler fest davon überzeugt, daß organische Stoffe ausschließlich aus der belebten Natur, also dem Tier- und Pflanzenreich, stammen müßten, und unterschieden sie demgemäß streng von den aus dem Mineralreich ausgehenden Substanzen. Andererseits erkannten sie aber schon, daß es sich bei ihnen hauptsächlich um Kohlenstoffverbindungen handelte, mit einer dem lebenden Gewebe ähnlichen Empfindlichkeit, etwa gegen Erwärmen, ohne daß die damalige Chemie imstande war, sie künstlich zu erzeugen. Deshalb glaubten sie, daß organische Stoffe allein durch den geheimnisvollen Einfluß einer der lebenden Zelle innewohnenden übernatürlichen Lebenskraft, die sie hochtönend „vis vitalis" nannten, gebildet würden.

Selbst der berühmte Stockholmer Professor Berzelius wollte unter dem von ihm 1806 geprägten Begriff „organische Chemie" nichts anderes als die Erforschung chemischer Verbindungen tierischen oder pflanzlichen Ursprungs verstanden wissen. So lehrte er es seine Studenten, die aus ganz Europa zu ihm strömten. Sie kamen überwiegend aus Deutschland, wo sich die Chemie unter dem Druck idealistischer Philosophie und Naturschwärmerei noch nicht recht hatte entfalten können. Stockholm galt als ein Mekka der jungen Chemikergeneration, ähnlich wie Paris, wohin sich Justus Liebig gewandt hatte, als ihm daheim nichts Neues mehr beigebracht werden konnte. Nach Stockholm aber war der gleich begabte, drei Jahre ältere Friedrich Wöhler aus Frankfurt am Main gegangen.

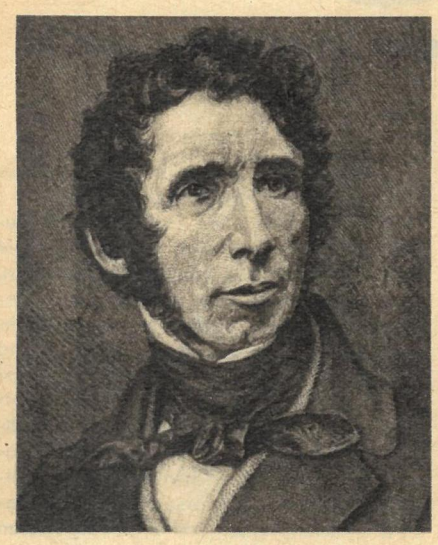
Ein Jahr lang hatte er im Laboratorium des

FORTSETZUNG SEITE 14

großen Berzelius zielstrebig experimentieren und analysieren gelernt und dann eine Chemielehrerstelle am Städtischen Gewerbeinstitut zu Berlin, der späteren Technischen Hochschule, angenommen. In einem eigenen kleinen Labor in der Niederwallstraße gewann er eines Oktobertages 1827 erstmals reines Aluminium. Obgleich das bereits eine aufsehenerregende Angelegenheit gewesen war, hatte die deutsche Fachwelt, wie sooft in der irrigen Auffassung, daß Bedeutendes nur aus dem Ausland kommen könne, wenig Notiz davon genommen, was Wöhler begreiflicherweise verbitterte.

Aber unterkriegen ließ er sich nicht. Der Engländer Gren hatte in seinem 1808 erschienenen Buch „Grundriß der Naturlehre" hinsichtlich organischer Verbindungen geschrieben: „Was sich in den Gefäßen organischer Körper aus den Grundstoffen bildet, das macht kein Chemiker in Kolben und Schmelztiegeln nach!" Für die meisten Kollegen bedeutete dies eine Bankrotterklärung, mit der man sich abzufinden habe. Nicht so für Friedrich Wöhler.

Er hatte sich zu jener Zeit, da er von der Grenschen These Kenntnis erhielt, gerade mit der Bestimmung wasserlöslicher farb-



Ihm gelang eine sensationelle Entdeckung: Friedrich Wöhler.

und geruchloser Kristalle befaßt, die er durch eine unmittelbare Vereinigung von Zyansäuredampf mit trockenem Ammoniakgas erhalten hatte. Das war noch in Stockholm gewesen. Die Übersiedlung nach Berlin hatte ihn zunächst vor andere Aufgaben gestellt. Erst Anfang 1828 konnte er die Untersuchung wieder aufnehmen. Dabei ergründete er, daß die Kristalle synthetischen Harnstoff darstellen.

Adieu „Lebenskraft"!

Zuhöchst erregt, daß es ihm geglückt war, aus unorganischen Stoffen einen organischen, und zwar animalischen Harnstoff herzustellen, schrieb er an seinen ehemaligen Lehrer Berzelius nach Stockholm: „. . . denn ich kann sozusagen mein chemisches Wasser nicht halten und muß Ihnen sagen, daß ich Harnstoff machen kann, ohne dazu Nieren oder überhaupt ein Tier, sey es Mensch oder Hund, nötig zu haben!"

Sein Entdeckungsbericht schlug in der wissenschaftlichen Welt wie eine Bombe ein. Aller Gelehrten, die noch hartnäckig der Idee einer im Organismus wirkenden übernatürlichen Lebenskraft anhingen, bemächtigte sich peinliche Verlegenheit und Verwirrung. Das betraf nicht zuletzt auch Wöhlers hervorragenden Lehrer, den bedeutendsten Chemiker seiner Zeit, Jöns Jakob von Berzelius, der sich einmal zu der haltlosen Prophezeiung hatte hinreißen lassen: „Bei all unseren Kenntnissen von der Bildung unseres Körpers, als Maschine betrachtet, und von dem wechselweisen Verhalten der Grundstoffe untereinander, liegt doch die Ursache der meisten Erscheinungen im tierischen Organismus so tief vor unseren Blicken verborgen, daß wir sie gewiß nie entdecken werden. Wir nennen diese verborgene Ursache LEBENSKRAFT."

Durch Friedrich Wöhlers sensationelle Harnstoffsynthese war die Irrlehre mit einem Schlag ad absurdum geführt, wenn sich auch einige besonders Engstirnige durch Einsatz dreister Dummheit gegen die Niederlage wehrten. In seinem Landsmann Justus Liebig, der inzwischen der einst rückständigen deutschen Chemie zum Weltruhm verholfen und sein Unterrichtslaboratorium auf dem Gießener Seltersberg – das erste seiner Art in Europa – zur begehrtesten Ausbildungsstätte des internationalen Chemikernachwuchses gemacht hatte, sollte er einen mächtigen Verbündeten finden.

Ihrer beider Freundschaft war aus verschiedenen harten Meinungsstreiten über chemische Probleme erwachsen und währte bis zum Tode. „Wir beide, Liebig und ich", so bekannte Wöhler einmal in einem Brief an seinen Lehrer Berzelius, „haben ungleiche Arten von Talenten, die zusammenwirkend einander ergänzen und etwas zu lösen vermögen!" – So arbeiteten sie zehn Jahre nach Wöhlers bahnbrechender Harnstoffsynthese gemeinsam am Thema Harnsäure und veröffentlichten eine Abhandlung darüber, in deren Einleitung sie das Fazit ihrer Forschung vorwegnehmen: daß nämlich in Zukunft „die Erzeugung a l l e r organischen Materien" in der Retorte „nicht allein als wahrscheinlich, sondern als gewiß betrachtet werden" müsse. „Zukker, Salicin, Morphin werden künstlich hervorgebracht werden", betonten sie. Zwar wüßten sie „die Wege noch nicht, auf denen dieses Endresultat zu erreichen" wäre, weil ihnen „die Vorderglieder unbekannt seien, aus denen diese Materien sich entwickeln", aber man „werde sie kennenlernen!"

Zwischenfall im Operationssaal

In der Tat: Heute ist der Chemiker fähig, die kompliziertesten Körperbestandteile, Vitamine, Hormone, überhaupt jeden Naturstoff, also auch organische Gifte, im Laboratorium künstlich zu erzeugen. Die chemische Industrie vermag sie für die verschiedensten Zwecke und Bedürfnisse im großen herzustellen.

Darum verstehen wir heute unter organischen Substanzen, im Vergleich zu einst, nicht mehr ausschließlich die pflanzlichen (vegetabilen) und tierischen (animalischen) Stoffe, sondern überdies alle synthetisch (künstlich) gewonnenen Kohlenstoffverbindungen, weil Kohlenstoff den Hauptbaustein jeglichen organischen Produktes neben Wasserstoff, Sauerstoff, Stickstoff, seltener auch Schwefel, Phosphor, Chlor, Brom, Jod oder Fluor bildet. Man kennt seit dem Stichjahr 1954 bereits sechshundertfünfzigtausend organische Kohlenstoffverbindungen.

Hatten die Ärzte beispielsweise früher das Krampfgift Kampfer als sogenanntes Analeptikum (Wiedererweckungsmittel) benutzt, so können sie jetzt darauf verzichten, da die Chemiker ihnen tauglichere Präparate, wie DEUMACARD oder CORVITOL, geschaffen haben. Sie wirken zwar, wie der Kampfer, auf bestimmte Teile des Gehirns, unter anderem auf das Atem- und Kreislaufsystem, erregend, sind aber weniger giftig.

Selbstverständlich müssen alle Analeptika in wohlabgewogener Dosis verabfolgt werden. Der Pharmakologe sagt dazu: Die beizubringende Menge muß unterhalb der Krampfgrenze liegen, sonst verursachen auch sie epilepsieförmige Krämpfe wie bei einer Kampfervergiftung.

Wobei oder wozu wendet man in der Medizin ein Analeptikum an?

Hier ein Fall aus der Praxis: Vor einigen Jahren, als sich die modernen Narkoseverfahren noch nicht durchgesetzt hatten, geschah es bei einer Magenoperation, daß sich bei dem Patienten plötzlich die Atmung verschlechterte. Der Körper verfärbte sich blau, wurde zyanotisch, wie es in der Fachsprache heißt. Die Pupillen weiteten sich, weil sich infolge des Atemstillstands zuviel Kohlensäure im Organismus anhäufte, die erregend auf die die Pupillenweite regulierenden Hirnzentren wirkte.

Rasch erhielt der Patient eine Injektion eines der gebräuchlichsten Wiedererwekkungsmittel in nichtkrampfhervorrufender Menge. Außerdem wurde er mit Sauerstoff beatmet.

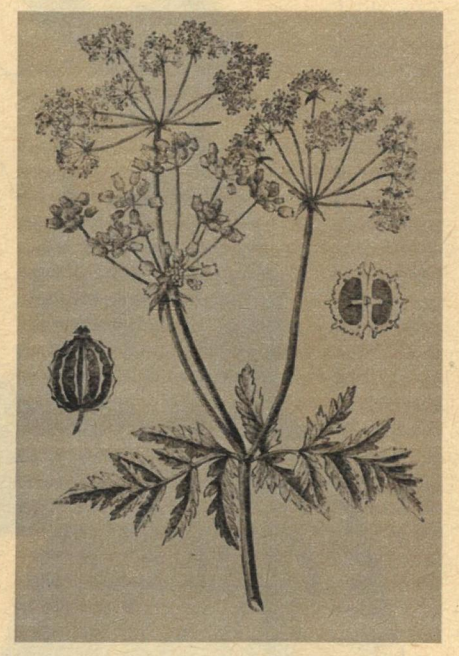
Binnen kurzem hub der Lebensprozeß wieder an. Der Patient begann wieder selbständig zu atmen; die natürliche Hautfarbe kehrte zurück, und auch die Pupillen nahmen wieder ihren gewöhnlichen Umfang an. Alles atmete erleichtert auf; die Narkose konnte zu Ende besorgt und der erforderliche chirurgische Eingriff vollzogen werden.

Oder ein anderes Vorkommnis: In die Klinik ist eine junge Frau eingeliefert worden. Sie hatte versucht, sich mit einem Schlafmittel zu vergiften. Nun liegt sie in langem, tiefem Schlaf. An der typisch veränderten Hautfarbe sowie am fehlenden Hornhautreflex erkennt der Arzt die Gefährlichkeit des Selbstmordversuches. Ähnlich wie im vorher geschilderten Narkosezwischenfall wird auch hier außer der notwendigen Sauerstoffbeatmung und einer sogenannten „Toilette der Atemwege" – sie besteht im Säubern der durch unwillkürliches Verschlucken von Speisebrei verunreinigten Luftwege und einer Penicillingabe zur Vernichtung eventuell in die Lunge gelangter Krankheitskeime – eine wiederbelebende Deumacard- oder Corvitol-Injektion vorgenommen.

Organische Gifte aus der Retorte sind also von nicht hoch genug zu schätzender Bedeutung für die Medizin.

Gifte im Strafvollzug

Große Aufregung herrschte eines Februartags des Jahres 399 v. u. Z. unter der Athener Bürgerschaft, als bekannt wurde, daß der junge, unbedeutende Dichter Meletos in der griechischen Hauptstadt eine schriftliche Anklage gegen den berühmten siebzigjährigen Philosophen Sokrates ange-



Der gefleckte Schierling.

schlagen hatte. Man schüttelte den Kopf, diskutierte und gestikulierte auf offener Straße, ob es wohl wahr sein könnte, daß sich der von Unzähligen als sittliches Vorbild Geschätzte, der Anschuldigung gemäß, „durch Leugnung der vom Staate anerkannten Gottheiten und Einführung neuer Götter versündigt und sich ferner als Verführer der Jugend vergangen" habe.

Vor mehr als fünfhundert Richtern rollte der Prozeß gegen Sokrates ab. Mit der ihm eigenen Heiterkeit des Gemütes und im Bewußtsein seiner Unschuld entgegnete er seinen Anklägern, die Verfechter der athenischen Sklavenhalterdemokratie waren, daß er das gegen ihn Vorgebrachte als Verleumdung betrachten müsse. Er sei lediglich bemüht gewesen, seine Mitmenschen, insbesondere natürlich seine jungen Schüler, zur Selbstbesinnung und Selbstprüfung zu erziehen. Denn allein Tugend sei das wahre Wissen. Und was die Götter anbelange, so habe er ihre Existenz niemals bestritten, sondern habe nur davor gewarnt, sie zu vermenschlichen.

Doch der weise Greis vermochte seine politischen Widersacher nicht zu überzeugen, die dann auch auf ihrer Forderung der Todesstrafe beharrten.

Die „Schwindelerregende"

Mit dreihundert gegen zweihunderteins Stimmen wurde Sokrates dem Tode durch den Schierlingsbecher überantwortet, nachdem er von der Möglichkeit eines persönlichen Gegenantrags auf Strafmilderung oder gar von einer Art Loskauf keinen Gebrauch gemacht hatte. „Nicht das Leben ist das zu erstrebende höchste Gut", hatte er zu seinen Richtern gesagt, „sondern das g u t e Leben!" Nach diesen Worten war er abgeführt worden. Bis zum Strafvollzug mußte er aus religiösen Gründen noch dreißig Tage warten. Während dieser Zeit unterhielt er sich im Gefängnis mit seinen Freunden über die Süßigkeit des Sterbens.

Sein Lieblingsschüler Platon hat seinen unerschrockenen Abgang aus der Welt bewegend und, was in unserem Zusammenhang von besonderem Interesse ist, toxikologisch richtig geschildert. Athenischem Brauche entsprechend, wurde ihm der Gifttrank nach Sonnenuntergang gereicht.

„Nun, mein Bester, wie muß ich es machen?" fragte Sokrates den Giftbereiter.

„Ganz einfach", erwiderte dieser, „wenn du getrunken hast, mußt du umhergehen, bis dir die Schenkel schwer werden, und dich dann niederlegen."

Furchtlos ergriff Sokrates den Becher, setzte ihn an und leerte ihn in einem Zuge. Seine Freunde, die es mit ansahen, begannen zu weinen.

Sokrates hatte sich auf den Rücken gelegt. Von Zeit zu Zeit tastete der Giftbereiter ihm die Füße, Beine, Schenkel ab und fragte, ob er die Berührung verspüre.

„Nein", antwortete Sokrates – ein Zeichen für sein allmähliches Erkalten und Erstarren. Als das Gift schließlich zum Herzen gelangte, berichtet Platon, zuckte er, und seine Augen brachen.

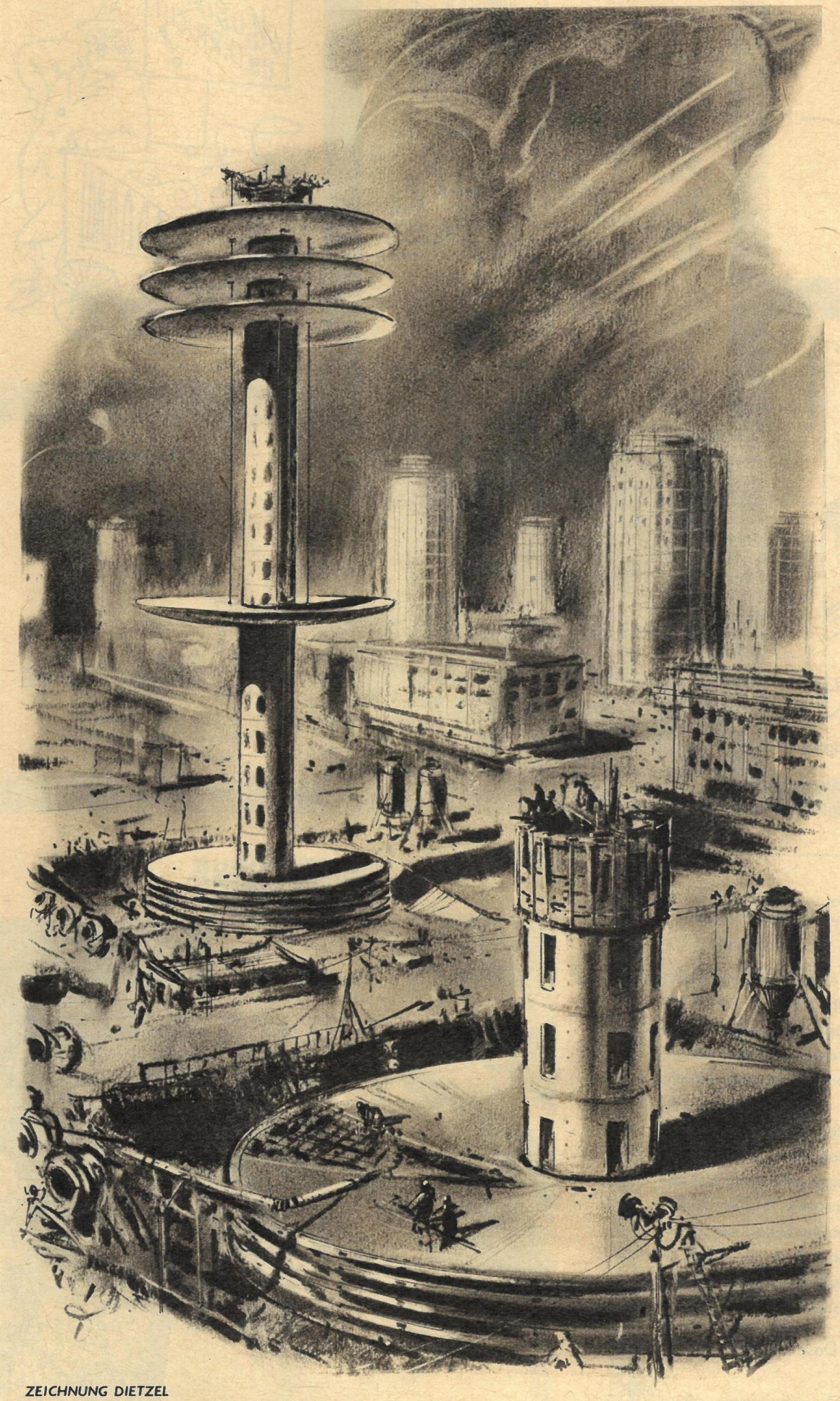
Sokrates starb also langsam und bei vollem Bewußtsein ab. Ein gewöhnlicher, dem Leben mit allen Fasern verhafteter Mensch hätte diesen Tod vermutlich als entsetzliche Qual empfunden.

In Athen war es üblich, den zur Hinrichtung Verurteilten reinen Schierlingssaft zu verabfolgen, damit sie ihre Strafe bis zum bitteren Ende voll erlebten. Nur unter gewissen Umständen, wenn ein politischer Gegner durch die Staatsmacht unauffällig aus dem Wege geräumt werden sollte, wurde dem Schierlingsgift einschläfernder Mohnextrakt beigegeben. Erstmals hatte ein gewisser Thrasyas aus Mantinea um 370 v. u. Z. eine solche Mischung hergestellt.

Bis zum heutigen Tag hat sich hier und da die Hinrichtung von Verurteilten durch Gift erhalten. Man faßt die als gesetzliches Tötungsmittel dienenden Gifte unter der Sammelbezeichnung „Staatsgifte" zusammen. Im Gegensatz zu allen anderen Vollstreckungsmitteln, vom Fallbeil über den Strang bis zur Pistole, verändern Gifte die Körperform nicht. Möglicherweise hat diese dem ästhetischen Gefühl entgegenkommende Tatsache zu ihrer Einführung in den Strafvollzug beigetragen, wobei sich die betreffenden Gesetzgeber zumeist für die Anwendung eines bestimmten Giftes entschieden, wie zum Beispiel die Athener für den Schierling.

Die alten Griechen nannten die am Stengel rotgefleckte Pflanze, die besonders in der Nähe menschlicher Behausungen, an Mauern, Zäunen und Wegrändern, in Gemüsegärten, Hecken und an Schutthaufen, zu finden ist, treffend die „Schwindelerregende" („koneion"). Daraus entstand dann im wissenschaftlich-toxikologischen Sprachgebrauch der Begriff „Koniin" für das in allen Pflanzenteilen, überwiegend jedoch in den Früchten enthaltene starke Alkaloid. Da die Früchte des Fleckschierlings denen des Anis, die Blätter denen der Petersilie und die Wurzeln denen der Pastinak oder des Meerrettichs ähneln, werden sie bisweilen zum Verhängnis der Sammler verwechselt.

FORTSETZUNG FOLGT



ZEICHNUNG DIETZEL

BUDAPEST. Der Teller-Turm, für viele Kellnerlehrlinge ein mit leichtem Schaudern verbundener Begriff, ist in Ungarn zum Grundelement einer neuen Bauweise geworden. Ein Kollektiv von Architekten und Bauingenieuren hat dort einen Vorschlag entwickelt, der den Bau von turmartigen Punkthochhäusern in bedeutend kürzerer Zeit und mit weit weniger Kosten als bei den zum Beispiel in den USA üblichen Baumethoden ermöglicht. Ihre zum Patent angemeldete „Teller-Turm-Bauweise" macht die kostspielige Stahlskelett-Tragkonstruktion überflüssig und verzichtet gleichzeitig auf die herkömmlichen Baukräne und Hebezeuge, die eine Bauhöhe über zehn Stockwerke zur Zeit noch nicht gestatten. Die Patentschrift sieht als Beispiel ein fünfzehnstöckiges Hochhaus vor. Sein tragender Kern wird als Stahlbetonzylinder monolithisch mit Gleitschalung, ähnlich einem Schornstein; aufgebaut. Sein Mindestdurchmesser von sechs Metern nimmt Treppen und Aufzüge auf, an der Außenwand werden die tellerförmigen Decken befestigt. Ihre Vorfertigung geschieht während des Baues, wobei jeder in Stahlbetonkonstruktion gefertigte „Teller", mit einer Kunststoff-Folie abgedeckt, gleichzeitig die Gießform für den nächsten bildet. Grund für die Anwendung der Tellerform ist dabei die Überlegung, daß in dieser Konstruktion beim Hochziehen Zug- und Druckspannung im Sinne einer Vorspannung wirken. Nach Fertigstellung der „Teller" und des Kernes werden die einzelnen „Etagen" dann einfach hochgezogen und durch Keilverbindungen befestigt. Der Rohbau kann in rund sechs Wochen fertiggestellt sein. Noch ist der „Teller-Turm" nur Projekt, das einerseits großes Interesse, anderseits aber auch Zweifel und Vorbehalte hervorrief. Das ungarische Ministerium für Bauwesen wird die letzte Entscheidung treffen, und vielleicht ist es bis zum Baubeginn des ersten „Teller-Turmes" nicht mehr weit.

HENNIGSDORF. Eine vom Stahlinstitut Hennigsdorf entwickelte synthetische Schlacke ist in Zusammenarbeit mit der Haupttechnologie des Stahl- und Walzwerkes „Wilhelm Florin" in der Gießgrube des Hennigsdorfer Stahlwerkes mit Erfolg erprobt worden. Diese synthetische Schlacke stellt ein einfach zu handhabendes und wirksames Mittel zur Verbesserung der Qualität der Oberfläche der Stahlblöcke dar. Sie hüllt den Block während des Gießvorganges in einen dünnen Schlackenfilm ein, verhindert jede Berührung des flüssigen Stahles mit der Atmosphäre in der Kokille, nimmt Verunreinigungen in sich auf und verringert die Rißanfälligkeit der Blöcke. Erste Testversuche brachten beim Vergießen von Trafostahl für das Blechwalzwerk Burg eine weitaus bessere Blockoberfläche und ein höheres Ausbringen im Blockwalzwerk des Hennigsdorfer Werkes.

TALLIN. Das Observatorium in Tartu, das bereits vor achtzig Jahren mit der Beobachtung der leuchtenden Nachtwolken begonnen hatte, ist heute führend in der Erforschung dieses Problems im Rahmen des Programms der internationalen Jahre der ruhigen Sonne. Obwohl die Herkunft der leuchtenden Nachtwolken noch nicht endgültig geklärt ist, vertreten die estnischen Gelehrten die Hypothese, daß diese Wolken aus einem schnell seine Eigenschaften ändernden Material, wahrscheinlich Wasserdampf, bestehen. Darauf deutet ihrer Ansicht nach die schnelle Veränderung der Helligkeit der Wolken hin. Diese Helligkeitsschwankungen wurden gleichzeitig in einem gewaltigen Raum beobachtet. Das Vorhandensein von Wassermolekülen in so großer Höhe (rund achtzig Kilometer) wird, so nehmen die Wissenschaftler an, möglicherweise durch Ströme von Protonen stimuliert, die infolge der Sonnentätigkeit in die Atmosphäre eindringen.

NEW YORK. Auf der Suche nach günstigen Varianten bei der Übermittlung medizinischer Daten vom Mond zur Erde für den Fall, daß auf dem Erdtrabanten gelandete Astronauten erkranken sollten und der ärztlichen Hilfe bedürften, haben amerikanische Wissenschaftler und Techniker jetzt zu einem Hilfsexperiment gegriffen. Von San Francisco aus schickten sie medizinische Angaben auf telemetrischem Wege zum Mond. Die vom Erdtrabanten zurückgeworfenen Informationen wurden vom Lincoln-Laboratorium am Massachusettsinstitut für Technologie empfangen, entschlüsselt und über Telefonkabel weitergeleitet.

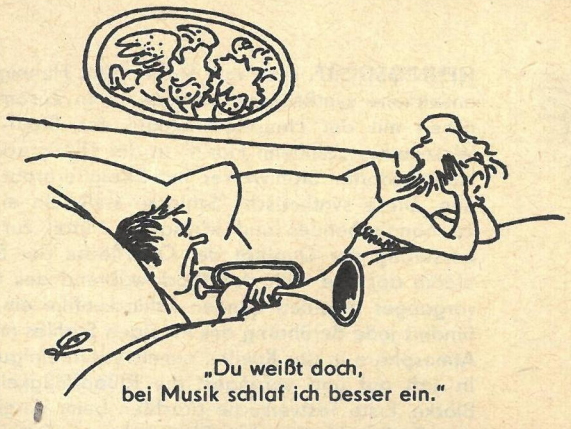
BUKAREST. Einen elastischen Beton, der die Fähigkeit besitzt, Maschinen und Anlagen vor Korrosion zu schützen, hat ein rumänisches Forscherkollektiv entwickelt. „Parcimex", so ist der Name der Neuentwicklung, ist ein Gemisch von Spezialsand und Gummilatex, das bereits mit gutem Erfolg für den Schutz von Schiffsdecks verwendet wurde.

KARL-MARX-STADT. Aus der Rollenpumpe S3; dem Dialysator D2 und dem Thermostat U10 setzt sich die künstliche Niere nach Dr. Kaden und Dr. Richter zusammen, die von der Firma Paul Scheibner KG in Bernsbach im Erzgebirge seit kurzer Zeit gebaut wird. Eine gute Übersichtlichkeit und Einfachheit in der Bedienung und Wartung zeichnen die neuartige Konstruktion aus. In Tischgeräteform gebaut, lassen sich die einzelnen Segmente des Gerätes relativ leicht transportieren. Seine Beweglichkeit gestattet es, die moderne medizinische Einrichtung den jeweiligen Erfordernissen in den Krankenhäusern und Kliniken anzupassen.

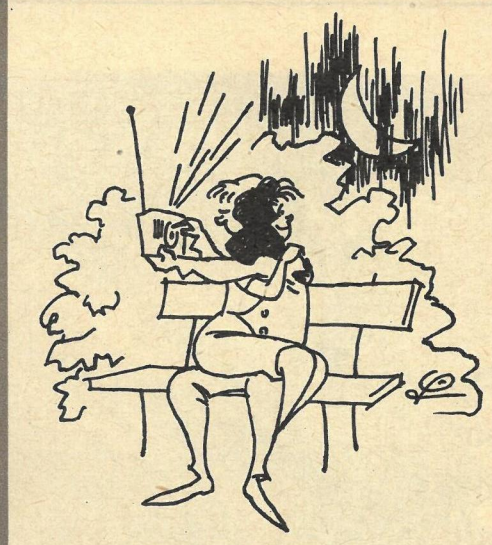
TASCHKENT. Der usbekische Chemiker Abdukadyr Abduwalijew hat ein einfaches Verfahren zur Gewinnung von künstlichem Schellack aus Erdgas und Baumwollkapseln vorgeschlagen. Seinen Eigenschaften nach übertrifft er das Naturharz tropischer Lackbäume. Der synthetische Schellack hat in der usbekischen Möbelfirma „Schark" bereits seine Bewährungsprobe bestanden.

GDYNIA. Erfolgreich sind jetzt im Marineforschungsinstitut der polnischen Stadt Gdynia mehrjährige Versuche abgeschlossen worden, Schiffs-Schraubenwellen mit glasfaserverstärktem Epoxydharz wirksam vor Korrosion zu schützen. Die stählernen Schraubenwellen sind durch die Einwirkungen des Seewassers und durch elektrochemische Vorgänge im Grenzgebiet zwischen Stahlwelle und bronzener Lagerbüchse besonders starker Korrosion unterworfen. Der Korrosionsschutz mit Glasfaser-Verbundwerkstoffen auf der Schraubenwelle besitzt hohe Festigkeit und Härte sowie ein gutes elektrisches Isolationsvermögen. In lange währenden Untersuchungen in künstlichem Meerwasser bewies der Glasfaser-Laminatschutzbelag seine außerordentlich hohe Wirksamkeit.

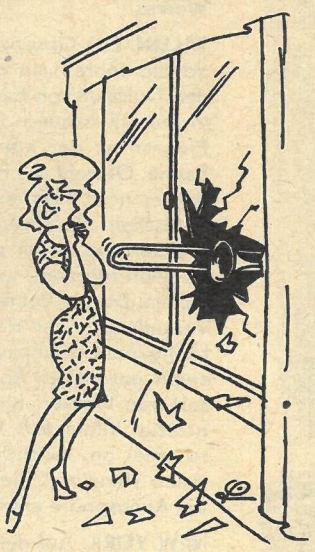
MUSIKALISCHES



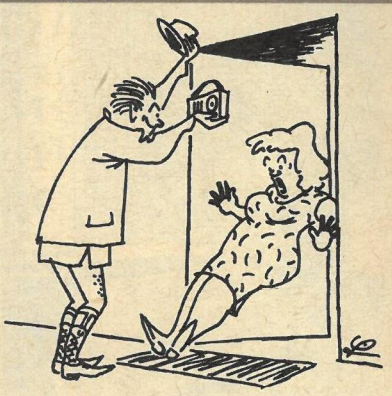
„Du weißt doch,
bei Musik schlaf ich besser ein."



„Romantisch, Werner!
Der Mond – die Sterne –
und von fern ganz leise Musik."



„Wie schön – ein Ständchen!"



„Tag, Frau Wunder!
Diesmal hab ich Ihr Radio
aber nicht vergessen!"

WOLFGANG SIMON

FORTSETZUNG VON SEITE 5

von Telegrafie, Telefonie, oder Bildtelegrafie gelingen ... Falls es in Zukunft gelingen sollte, Nachrichten aus fremden Planetensystemen aufzunehmen, so wäre die Aussicht, eine bedeutend höhere Zivilisationsstufe als bei uns vorzufinden, sogar viel größer. Denn es wäre sehr unwahrscheinlich, daß die betreffenden Bewohner sich gerade wie wir in einem Zivilisationsstadium dreiundsiebzig Jahre (weltgeschichtlich betrachtet also fast unmittelbar) nach Entdeckung der Hertzschen Wellen befinden ... Die Hoffnung auf höhere Zivilisation in unserem Planetensystem muß aufgegeben werden, da wir sonst längst Abgesandte als ‚Söhne des Himmels' bei uns hätten begrüßen oder Signale von Mars oder Venus hätten empfangen müssen."

Antwort in zehn Millionen Jahren

Die Astronauten sagen heute, daß eine Reihe untersuchter physikalischer und technischer Fragen nicht die Vermutung zulassen, daß wir zu Himmelskörpern fliegen könnten, die außerhalb unseres Sonnensystems liegen. Zumutbare Flugzeiten zu weiteren Objekten (Fixsterne aus dem Nahbereich unseres Sonnensystems sind zehn, hundert, tausend Lichtjahre entfernt) bedingen extrem hohe Geschwindigkeiten, etwa im Bereich der Lichtgeschwindigkeit. Es gibt aber physikalische Gründe, die dagegen sprechen. Somit würden die Flugzeiten viel zu lang. Bliebe also der funktechnische Ausweg. Doch bleiben wir auf dem Boden der Tatsachen. Die Funksignale von CTA-102 wurden vor fünf Millionen Jahren ausgestrahlt, das heißt, vier Millionen Jahre bevor sich der Mensch auf der Erde überhaupt zu entwickeln begann. Würden wir jetzt zurückfunken, könnte CTA-102 also nach zehn Millionen Jahren die Antwort erhalten. Stellen Sie sich vor, Sie bekämen plötzlich die Antwort auf eine Frage, die einst ein Neandertaler stellte. Für uns bleibt beim gegenwärtigen Stand der Erkenntnisse noch ungeklärt, wie sich ein Nachrichtenaustausch über solche Zeiträume abspielen sollte. Obwohl alle diese Dinge einmal zum Nutzen der Menschheit ausschlagen werden, wird die „Musik aus dem Himmel" noch eine ganze Weile ohne uns spielen müssen.

Der schönste Schmuck

ist eine makellose, reine Haut. Wer sich mit LIVIO pflegt, erhält sie nicht nur geschmeidig und schön, sondern schützt sie ständig vor den unbemerkt eintretenden Schäden durch Staub, Schmutz und Witterungseinflüsse. Die wundersame Heilkraft der Kamillenblüten, seit alters bekannt, ist in LIVIO-Kamillen-Creme wirksam geblieben.

Dose MDN 1,50

POHLI
LIVIO
Kamillen-Creme

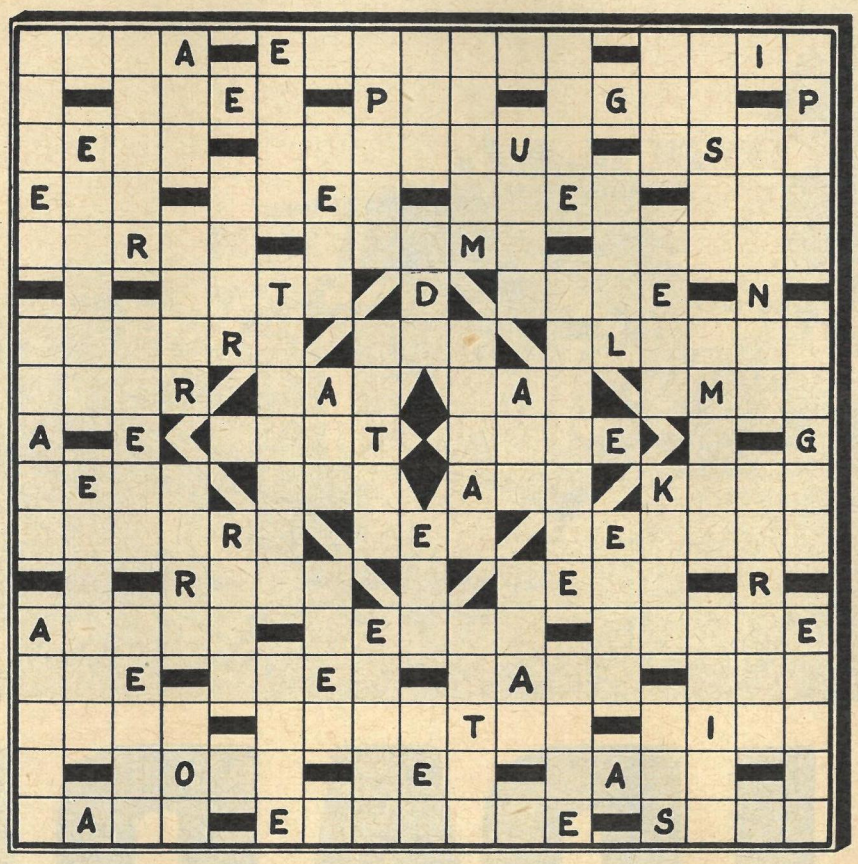
Hersteller: Georg Pohl, 8046 Dresden

weitersagen...

erinnerungen sind eine kamera wert

Ein Motiv aus dem Leben gegriffen, eindrucksvoll und unwiederbringlich. Um es festzuhalten, lohnt es sich schon, einen Fotoapparat oder eine Schmalfilmkamera anzuschaffen. Mit modernen Kameras wird das Fotografieren zur Freude. Lassen Sie sich im Fachgeschäft das große Sortiment der Fotoindustrie zeigen. Auch für Ihre Ansprüche werden Sie das richtige Modell finden.

RÄTSEL



KREUZGITTER

In die leeren Felder der Figur sind Buchstaben so einzusetzen, daß ein Gitter aus sich kreuzenden Wörtern entsteht. Zur Kontrolle der Lösung sind einige Buchstaben bereits eingesetzt. Die Wörter haben – unabhängig von ihrer Richtung und Reihenfolge – nachstehende Bedeutung:

1. Leichtmetall (Kurzwort), 2. Hintersitz im Wagen, 3. Zuchttier, 4. Affenart, 5. Vergrößerungsglas, 6. Bezeichnung, 7. Stadt in der Indischen Union, 8. europäischer Inselbewohner, 9. Eiland, 10. Teil des Bruches, 11. Kurve, Wendung, 12. philosophischer Begriff, 13. Bewohner einer SSR (Mz.), 14. Säugetiere, 15. englisches Bier, 16. Strom in Sibirien, 17. weiblicher Vorname, 18. russischer Männername, 19. Grußwort, 20. ethischer Begriff, 21. Küstenfahrzeug, 22. Grundlage, 23. tschechischer Reformator, 24. Fluß im Krainer Karst, 25. Branntwein, 26. höchster Gipfel des Kaukasus, 27. Bewohner des größten Erdteils, 28. Männername, 29. alte russische Gewichtseinheit, 30. Überbleibsel, 31. Ruhemöbel, 32. Wendekommando, 33. Hauptstadt Irans, 34. Brustfell, 35. früher Siegeszeichen der Indianer, 36. englischer Physiker († 1907), 37. Waldtier, 38. mohammedanischer Gott, 39. Laubbaum, 40. Schreitvogel, 41. Wurststäbchen, 42. Brotaufstrich, 43. menschenähnlich gestaltete Wurzel, 44. Blattschneiderameise, 45. Fluß in Rumänien, 46. Zufluchtsort, 47. Berg bei Innsbruck, 48. ägyptische Himmelsgöttin, 49. Oper von Richard Strauß, 50. Ansprache, 51. durchsichtiges Gewebe, 52. Viehhüter, 53. Tanzmädchen, 54. Mundart, 55. Angehöriger eines Turkstammes in der UdSSR, 56. Stadt in Ostfriesland, 57. Abtragung der Erdoberfläche durch Witterungseinflüsse, 58. Verzückung, höchste Begeisterung, 59. Entwicklungsstand, 60. Rundholz, Stange (seemännisch), 61. Abschnitt, Teilstrecke, 62. alter Ort in Unteritalien mit griechischer Philosophenschule, 63. griechischer Buchstabe, 64. Fest, 65. Teil des Baumes, 66. Raubfisch, 67. Nebenfluß des Bug, 68. griechische Göttin der Verblendung, 69. Hohlmaß, 70. Gestalt aus „Rienzi", 71. Laubbaum, 72. opiumhaltiges Betäubungsmittel, 73. Hausflur, 74. Singvogel, 75. englischer Bauernführer, 76. römischer Sonnengott, 77. chinesische Gewichtseinheit, 78. lateinisch: Stern, 79. Richterkollegium, 80. überlieferte Erzählung, 81. Fluß in Mittelasien, 82. Walfanggerät, 83. Teil des Beines, 84. Dorfsiedlung der Turkvölker, 85. Astrolog Wallensteins, 86. Abkochung, 87. Nährmutter, 88. Hauptstadt Jordaniens, 89. kleines ländliches Haus, 90. afrikanische Rassengruppe, 91. niederdeutsch für die Pfluggabel, 92. Abgrenzung, Einfriedung, 93. Göttin der Morgenröte, 94. Nebenfluß der Warta, 95. Gesamtheit der von einem Menschen ausgehenden Wirkungskräfte, 96. italienischer Maler († 1642), 97. griechische Gottheit, 98. französischer Schriftsteller († 1857), 99. Edelmetall, 100. Vollversammlung, Vollsitzung, 101. Zwangsherrschaft, Unterdrückung, 102. deutscher Dichter († 1856).

SILBENRÄTSEL

a a ach ant at bei bo bras bri brov but che chlo cut de de den di di dif dra dres du dung e e e ei ein ein eis en ent er fa fe fer flie flo form gall ge ge geg gel gen go gon ha he hi i ka ke ke ker kra länd lar las lei lek len ler lo ma man mann me ment mü na nach nah ne ner ner ni ni nik ning no nung pe pen pfei ra ra rad re re ree rei ren renz rett ri ri ro schicht schin se see sen ser ski ski slaw spar sta sto struw stu sur tags tät te te ten ter ter thorn ti ti trai tre tril tron tum u u u ul um ve vi vi vist was wel wer ze

Es sind neunundvierzig Wörter zu bilden, deren erste und vierte Buchstaben, von oben nach unten gelesen, ein Wort von Ernst Thälmann ergeben. (ß = ss.)

1. belgische Hafenstadt, 2. letzte Aufforderung, Mahnung, 3. Stoßdegen, 4. Sternbild, 5. kurzlebiges Insekt, 6. Gesichtsmaske, 7. Narkosemittel, 8. nordwestschottische Inselgruppe, 9. Fleischspeise, 10. Schnepfenvogel, 11. Entwurf, 12. planmäßige Körperübung, 13. westdeutscher Arbeiterführer († 1964), 14. französischer Dichter und Publizist („Die Karwoche"), 15. Kinderbuchgestalt, 16. russischer Schauspieler und Theaterleiter († 1938), 17. Erwiderung, 18. Unterschied, 19. Erschöpfung, 20. Gemüsepflanze, 21. alter Tanz, 22. Stadt in Thüringen, 23. Pilzsorte, 24. Verdienst, 25. Stadt östlich von Genua, 26. Musikstück, Ständchen, 27. jugoslawische Hafenstadt, 28. einer der Begründer der russischen pädagogischen Wissenschaft, 29. Kartenwerk, 30. Karpfenfisch, 31. Schnittmeister bei Film und Funk, 32. Wildfrucht, 33. inselreiches Gewässer südlich von Murmansk, 34. Neuheit, 35. Abrichten von Tieren, 36. autonome Republik in Äthiopien, 37. Schiffahrtsunternehmen, 38. Baustoff, 39. französischer Maler († 1955), 40. Stelzvögel, 41. bergmännisch für Wechsel, 42. Singvogel, 43. elektrische Maßeinheit, 44. Schöpfer des Films „Das russische Wunder", 45. die polnische Bevölkerung in der Tatra und den Beskiden, 46. Elementarteilchen, 47. Geschichtsforscher, 48. lockeres Staatenbündnis, 49. USA-Staat.

1.	14.	27.	40. .....
2.	15.	28.	41. .....
3.	16.	29.	42. .....
4.	17.	30.	43. .....
5.	18.	31.	44. .....
6.	19.	32.	45. .....
7.	20.	33.	46. .....
8.	21.	34.	47. .....
9.	22.	35.	48. .....
10.	23.	36.	49. .....
11.	24.	37.	
12.	25.	38.	
13.	26.	39.	

RÄTSELLÖSUNGEN AUS HEFT 20

Kreuzworträtsel. Waagerecht: 1. Thema, 5. Kimme, 8. Kasus, 11. Luden, 12. Leu, 13. Moose, 14. Udine, 16. Fluse, 19. Gerster, 21. Kleiber, 23. Riet, 25. Feste, 27. Nerz, 28. Taiga, 31. Arndt, 32. Othello, 34. Plan, 35. Esse, 38. Alès, 40. Ehre, 42. Flynn, 44. Somme, 46. Aston, 47. Dido, 49. Earl, 51. Renk, 53. Thar, 55. Sekante, 58. Osten, 59. Etmal, 60. Spat, 62. Eiter, 64. Prut, 67. Teniers, 69. Gotsche, 72. Alant, 73. These, 74. Logis, 75. Ode, 76. Spore, 77. Emden, 78. Ranft, 79. Unruh. – Senkrecht: 1. Timor, 2. Eloge, 3. Musette, 4. Ader, 5. Knut, 6. Maire, 7. Elektra, 8. Kufe, 9. Stube, 10. Sterz, 15. DEFA, 17. Linters, 18. Seres, 20. Spill, 22. Lenne, 24. Ist, 26. Salome, 29. Aland, 30. Goes, 32. Opfer, 33. Haydn, 36. Seton, 37. Ernte, 39. Sonant, 41. Halka, 43. Nikotin, 45. East, 48. Otter, 50. Remis, 52. Erpel, 54. Heister, 56. Alphorn, 57. Tau, 59. Eros, 60. Stake, 61. Anand, 63. Egeln, 65. Reger, 66. Tusch, 68. Eton, 70. Test, 71. Clou.

Silbenrätsel. 1. Idiotikon, 2. Narbe, 3. Dehmel, 4. Eichendorff, 5. Rittersgrün, 6. Pediküre, 7. Amado, 8. Rotwein, 9. Tupolew, 10. Etappe, 11. Insekten, 12. Novara, 13. Analyse, 14. Haaröl, 15. Mandarine, 16. Eltville, 17. Lenin, 18. Ipswich, 19. Epoche, 20. Glinka, 21. Trapez, 22. Domizil, 23. Impromptu, 24. Epilog, 25. Batate, 26. Etikett, 27. Wostok, 28. Ägyptologe, 29. Hainsberg, 30. Robeson, 31. Unschlitt, 32. November, 33. Gabrowo, 34. Station, 35. Polarlicht, 36. Rapallo. – „In der Parteinahme liegt die Bewährungsprobe für die Persönlichkeit!" (Otto Grotewohl)

Zahlenband. 1. Fakultät, 2. Kulmbach, 3. Backbord, 4. Bornholm, 5. Holunder.

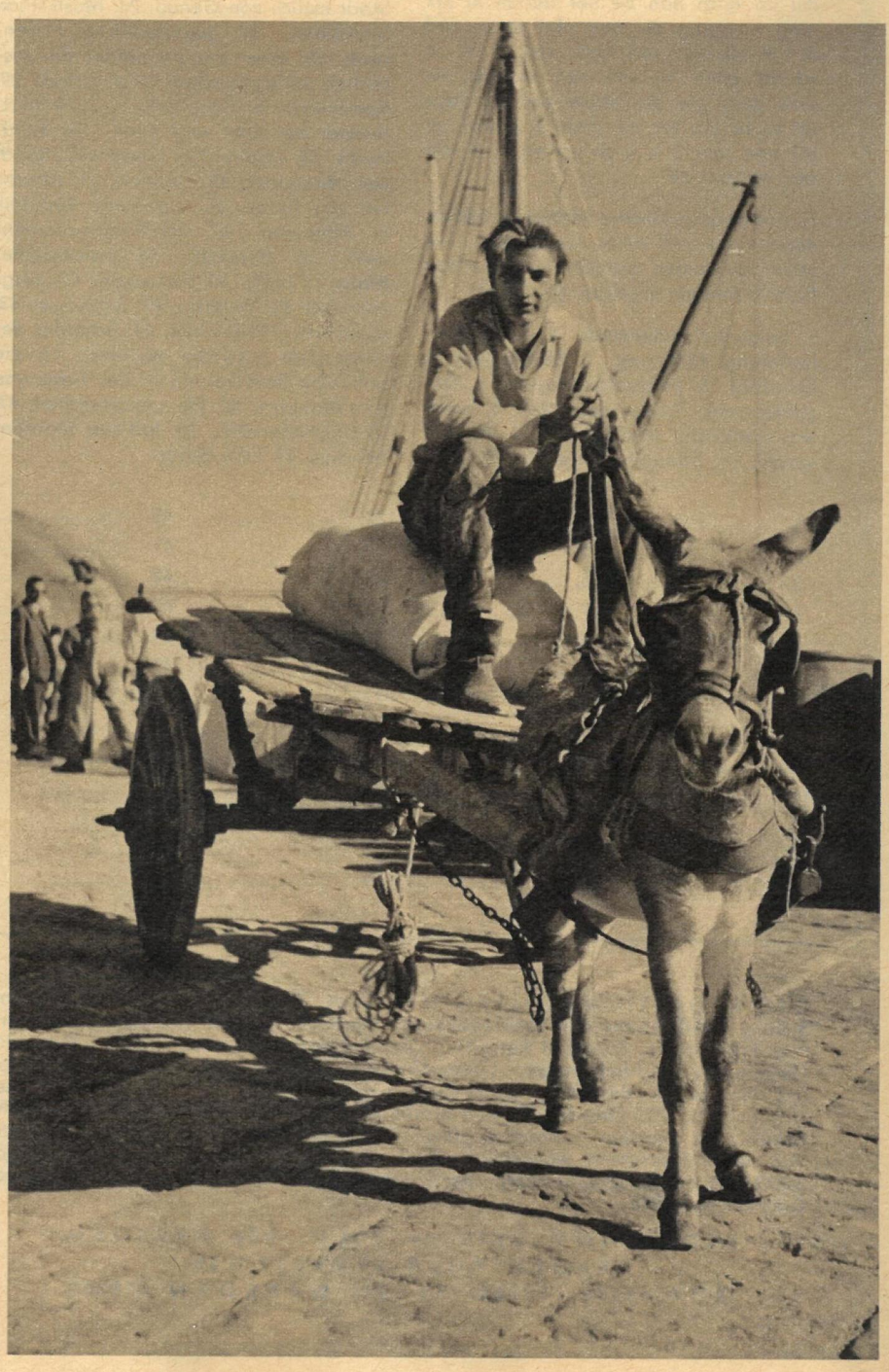
Wieder so ein DING MIT PFIFF (78) von Willy Moese (nach einer Leseridee), ein bildlich ausgelegter Begriff, für den Sie das richtige Wort finden sollen. Teilen Sie es uns bis zum 29. Mai 1965 auf einer Postkarte (Kennwort: Ding mit Pfiff) mit. Vielleicht haben Sie Glück und gehören zu den drei Gewinnern, die je einen Buchpreis erhalten. Unsere Anschrift: Redaktion Zeit im Bild, 806 Dresden, Radeberger Straße 14b.

DING MIT PFIFF (75): Heftpflaster. Je ein Buch gewannen: M. Grupe, Merseburg; A. Süßermann, Dresden-Loschwitz; A. Henschke, Staßfurt.

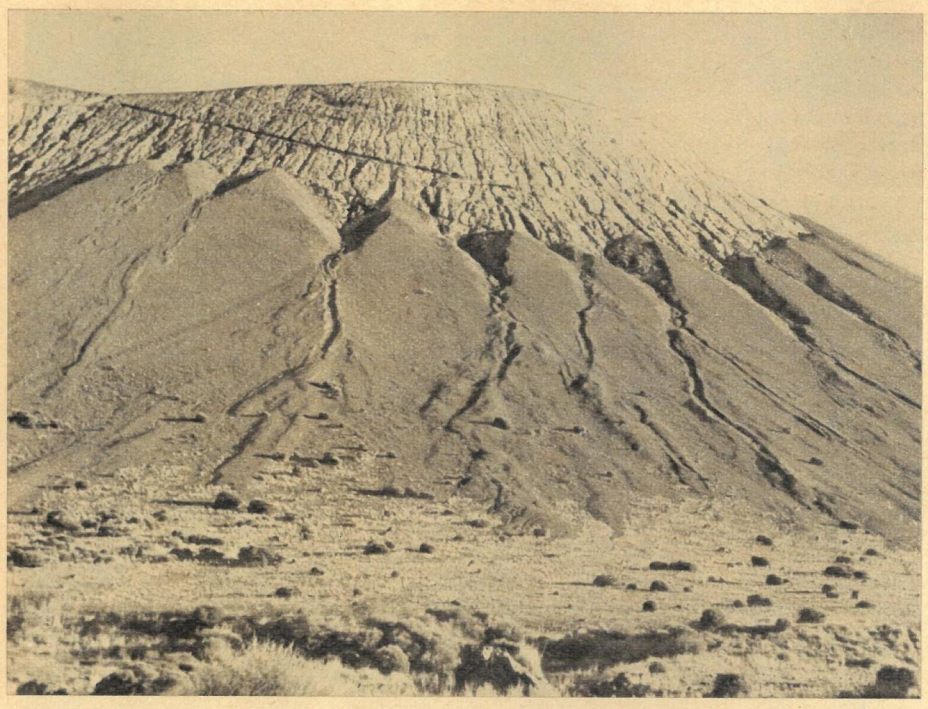
DAS REDAKTIONSKOLLEGIUM: Kurt Stephan (Chefredakteur), Lena Smolny (stellvertretender Chefredakteur), Gerhard Graban (Redaktionssekretär), Paul Friedemann, Eberhard Kottwitz . Verlagsdirektor: Günther Zumpe . Grafische Gestaltung: Siegfried Rudolf · Lizenz-Nr. 1264 des Presseamtes beim Vorsitzenden des Ministerrates der DDR · Druck (III/9/1) Druckerei Völkerfreundschaft, Grafischer Großbetrieb, 8023 Dresden, Riesaer Straße 32 · Anzeigenverwaltung DEWAG WERBUNG, 806 Dresden · Anzeigenpreise: Lt. Gesetzblatt Nr. 19, VO vom 3. 2. 53 Zeit im Bild erscheint wöchentlich, Preis 30 Pf, Abonnementspreis vierteljährlich 3,90 MDN, monatlich 1,30 MDN · Bankkonto: DN, Dresden 9/1862; Postscheckkonto: Dresden Nr. 4565

REDAKTION ZEIT IM BILD, 806 DRESDEN, RADEBERGER STRASSE 14b, RUF 51616, 51765, TELEX DRESDEN 019412

Eine andere Welt: LIPARI



Malerische Silhouette über dem Tyrrhenischen Meer: Die Burg von Lipari, jahrhundertealte Beherrscherin der Verbannungsinseln.



Auf der Insel Vulcano: Neben dem benachbarten Stromboli noch tätiger Krater. Die Insel war Schauplatz des erregenden gleichnamigen Filmes mit Anna Magnani.

Von der Nordküste Siziliens aus waren die graublauen, kunstvoll aus der glatten Oberfläche des Tyrrhenischen Meeres aufgetauchten Kegel ausgezeichnet zu sehen. Aber das kleine Schiff, das uns zu den Liparischen Inseln bringt, legt in zwei Stunden eine beträchtlich größere Distanz als nur dreißig Kilometer zurück. Es ist eine Distanz, die zwei Zeitalter trennt. In den engen, nicht eben wohlriechenden Gäßchen der alten Stadt Lipari und auf dem Burgberg mit den düsteren Bastionen der alten spanischen Festung schien die Zeit stehengeblieben zu sein.

Die Liparischen Inseln sind eine Gruppe von sieben größeren und etwa einem Dutzend kleineren Inseln. 15 000 Menschen leben hier, davon 11 000 in der einzigen Stadt Lipari. Alle Inseln sind vulkanischen Ursprungs. Auf jeder blieben Krater zurück, und auf zweien, auf Vulcano und Stromboli, sogar Krater tätiger Vulkane. Der Stromboli raucht heute noch ununterbrochen. Am Tage sieht man auf seinem 900 Meter hohen Gipfel eine lange Rauchfahne. Nachts leuchten auf seinen Hängen purpurrote Feuerströme.

Sicherlich sind das herrliche Attraktionen für Touristen. Und doch machen diese einen Bogen um dieses traurige Eiland. Die Ausflügler beschränken sich gewöhnlich darauf, die Naturwunder vom Deck eines Schiffes aus zu betrachten. Auch die Informationen in den Reiseführern sind mehr als dürftig. Hier gibt es weder exklusive Hotels noch Pensionen und Unterhaltungslokale.

Auf der Insel Stromboli zählte vor dem ersten Weltkrieg ein Städtchen gleichen Namens 5000 Einwohner. Heute liegt es in Trümmern. Seine Mauern sind geborsten, die Dächer verfallen, die kleinen Gassen mit Unkraut bewachsen. Nicht der Vulkan trieb die Einwohner davon; sie hatten nichts mehr, wovon sie leben konnten! Boote bringen auch heute noch fast auf jeder Fahrt Scharen von Auswanderern an die Küste Siziliens, die dann ihr Glück in den USA, in Australien oder in anderen Ländern des Westens suchen.

Auf der ganzen Inselgruppe befindet sich nur ein einziger Industriebetrieb, eine Bimssteingrube. Aber auch dort wurden in den letzten Jahren über 1000 Arbeiter entlassen, als die Förderung mechanisiert wurde.

Es gibt auch noch einen anderen Grund, weshalb die Touristen die Liparischen Inseln meiden: ihre Vergangenheit. Die Griechen sahen hier einst den Sitz des streitbaren Gottes der Stürme und Winde. Karthager verbannten ihre Gefangenen hierher. Auch die Römer hielten diese Tradition aufrecht und siedelten Kriminelle und unter dem Kaiserreich hauptsächlich politische Gefangene an. Die Regierungen der kleinen Inselgruppe änderten sich, Jahrhunderte vergingen, aber die Funktion blieb immer dieselbe. Spanier bauten später über der Stadt die mächtige Festung. Im neunzehnten Jahrhundert wurden hier Garibaldis Kämpfer eingekerkert. In der Zeit des Faschismus schließlich errichtete Mussolini in der alten Festung das erste Konzentrationslager. 300 bis 800 politische Häftlinge befanden sich ständig in den Zellen und Kasematten. Am Festungstor nennt eine Tafel die Namen der von den Faschisten Ermordeten. Aber vergebens sucht man ihre Gräber auf dem stillen Friedhof hinter der Stadt. Niemand hat irgend etwas gehört, niemand weiß etwas. Schließlich befiehlt ein dicker Mönch, sofort das Gelände zu verlassen. Darüber, was auf der Insel und im KZ geschah, kann man in den kleinen dunklen Weinstuben am Hafen hören. Dort versammeln sich die barfüßigen Träger, Arbeitslose, Fischer und Maultiertreiber. Die Gespräche verstummen, wenn im Gäßchen die silbernen Tressen der Carabinieri aufblitzen.

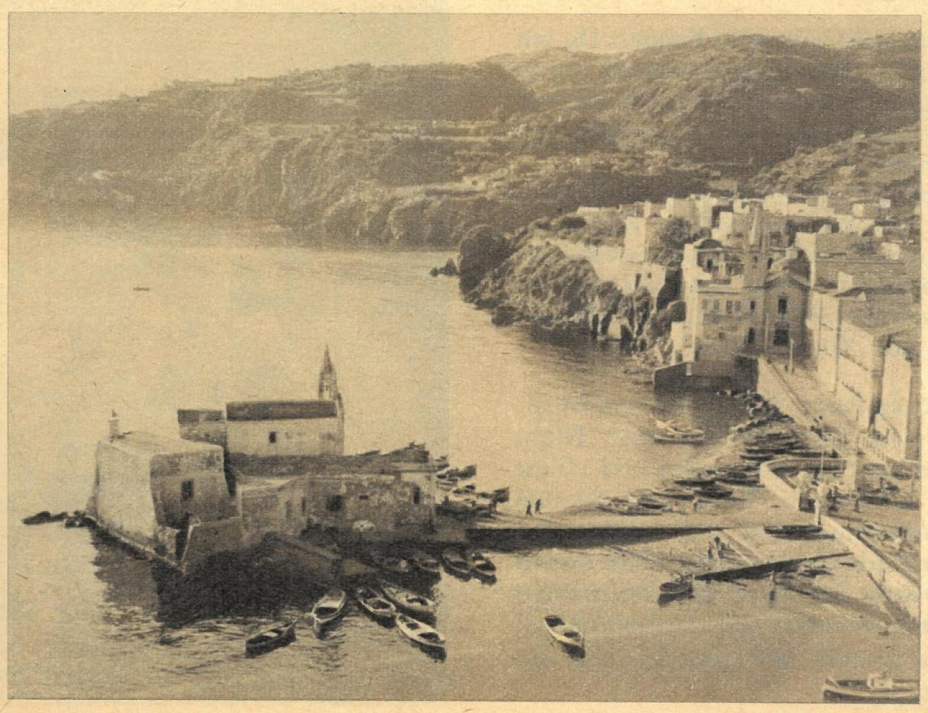
Die Inseln gehören anscheinend zu einer anderen Welt. Kein Lärm von Automotoren ist zu hören. Fischer fahren wie vor Jahrhunderten mit ihren alten Kähnen aufs Meer hinaus. Aber unter der scheinbaren Ruhe schlummert ein Vulkan menschlichen Zorns. Am Tage der Befreiung, vor zwanzig Jahren, brach er urgewaltig aus. Damals drangen die Einwohner Liparis in die Festung ein, zerschlugen die Gitter und befreiten die Gefangenen, zerstörten alle Einrichtungen, als ob sie fürchteten, die Festung könne erneut „Schutzlager" werden. Tatsächlich gibt es heute keine Deportationen auf den Burgberg mehr. Hier zog ein archäologisches Museum ein. Dennoch sind die Inselbewohner noch nicht zufriedengestellt. Die Fesseln der alten Wirtschaftsordnung drücken zu sehr. Es gibt nach wie vor keine Arbeit für Tausende. Viele wandern aus, um bei Fremden zu arbeiten.

Nur Liparis Kinder scheinen glücklich zu sein. Noch ahnen sie nicht, daß sie das gleiche Los wie ihre Väter erwartet.

Die hiesige „Elite", eine kümmerliche Handvoll Kaufleute oder Händler, erscheint angesichts der allgemeinen Not beinahe als Fürsten; sie sind Monarchisten und Neofaschisten. Sie heben offen den Arm zum Faschistengruß. Diejenigen aber, die von der Saisonarbeit vom Festland zurückkehren, bringen schon Nachrichten mit von den erfolgreichen Kämpfen in den Gewerkschaften.

Wir sahen Liparis Kinder auf den Straßen spielen. Hier können sie es, weil kein Auto sie gefährden kann. Nur sie scheinen hier glücklich zu sein, dank der Sonne und weil hier alle Menschen zu ihnen freundlich sind. Aber sie erwartet doch dasselbe Los wie ihre Väter, das Los der Auswanderer und Arbeitslosen. Es sei denn, die Väter ändern es.

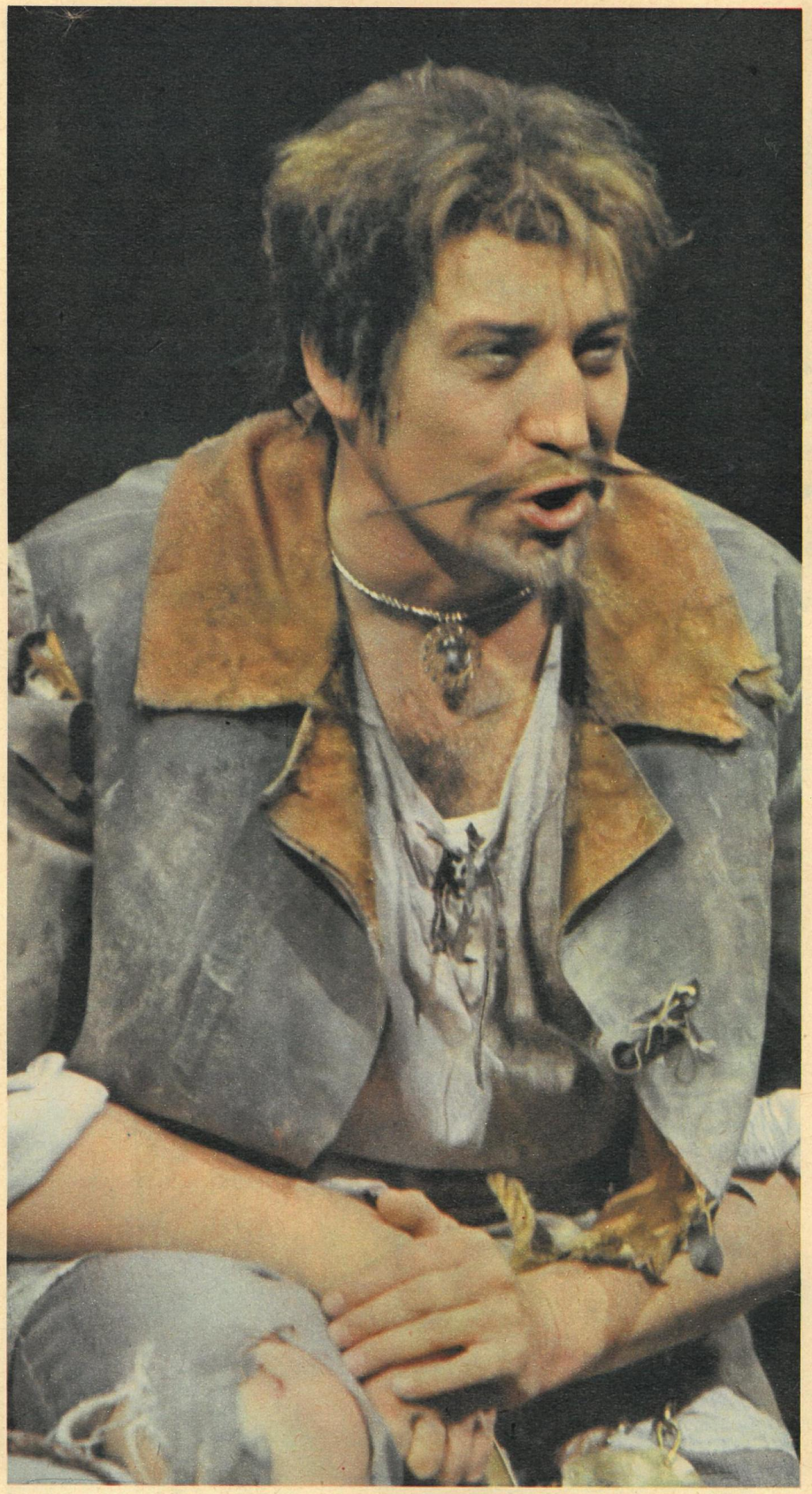
BILDBERICHT VON PRZEMYSŁAW BURCHARD



Etwa drei Viertel der Inselbewohner leben in der nicht sehr attraktiven Stadt Lipari, zu Armut, Elend, Rückständigkeit oder Auswanderung verurteilt.

So romantisch der Blick von der Festung Lipari zu sein scheint – für die hier eingekerkerten Kämpfer Garibaldis und die KZ-Häftlinge der schwarzen Garde Mussolinis war es nur der Blick aus ihrem Gefängnis.

Kiss me, Kate



Undurchsichtige Gestalten aus der Unterwelt mimen die Komikerkanonen Herricht–Schiemann. Ihre Rolle ist natürlich – wie könnte es anders sein – drollig bis ins letzte Perückenhaar.

Operettensänger, die klassische Shakespearetexte sprechen, sind nicht alltäglich. Alfons Schienemann als Petruchio (links) alias Fred Graham meistert diese Hürde erstaunlich.

Die „Widerspenstige" Katharina alias Lilli Vanessi (Margot Dörr) fackelt ein Feuerwerk listiger und drastischer Bosheiten ab, ehe aus dem Drachen ein zahmer Kolibri wird (links außen).

Finale – nach Shakespeare – vor dem Hause Baptista Minola in Padua. Privat vor dem Vorhang des Metropols. Die beiden Handlungen – klassisch-modern – ineinander verwoben, führen zu einem heiteren Durcheinander, vom Intendanten Pitra schwungvoll in Szene gesetzt.

BILDBERICHT VON HELMUT RADDATZ

„Schlag nach bei Shakespeare, bei dem steht was drin! Kommst Du mit Shakespeare, sind die Weiber gleich hin." – Doch ganz so einfach, wie es das Ganovenduo (Herricht–Schiemann) im Berliner Metropol-Theater in seinem nach Art eines Karnevalsschlagers vorgetragenen Schunkelsketsch empfiehlt, läuft es ja nun auch wieder nicht.
Schließlich sind da erst vulkanische Temperamentsausbrüche eines „borstigen" Weibes zu zügeln. Ja richtig: Der Widerspenstigen Zähmung. Doch damit nicht genug. Was vor und auf der Bühne abrollt, wiederholt sich noch einmal – für den Zuschauer sichtbar – hinter den Kulissen. Das wechselvolle, witzige Theater- und Privatleben-Hick-Hack zweier Schauspieler rollt hier ab. Das Ganze nennt sich „Kiss me, Kate".

Der erfolgreiche Broadwaykomponist Cole Porter (25 Shows und Musicals), aus dessen Feder solche Schlager wie „Begin the Beguine", „Night and day", „I love Paris" (Ganz Paris träumt von der Liebe) und „C'est magnifique" kamen, schuf mit den Librettisten Bella und Samuel Spewack 1948 aus Shakespeares „Widerspenstiger" das erfolgreiche Musical vom „Küssenden Kätchen". Ein Stück, das über drei Jahre Abend für Abend im New Yorker Century-Theater lief. Nach dem heimischen „Mein Freund Bunbury" hat das Berliner Metropol mit „Kiss me, Kate" ein weiteres Musical auf seine Bretter gestellt. Wir wünschen ihm ein gleich langes Leben wie am Broadway.